

MITTEILUNGEN

des Vereins für die Geschichte Berlins

Gegründet 1865



Doris Homann, Porträt einer Frau, 1964

121. Jahrgang

Heft 1

Januar 2025

WWW.DIEGESCHICHTEBERLINS.DE



ISSN 2942-5670

Titelbild: Doris Homann, Porträt einer Frau, 1964, Deckfarbe, Bleistift und Buntstift auf Papier

Zwischen Himmel und Hölle.

Die vergessene deutsch-brasilianische Malerin
Doris Homann

Von Sabine Meister

So macht sich jeder sein Schicksal selbst. Aber wer künstlerisch arbeiten will, muss sich den Wind um die Nase wehen lassen. Muss durchfurchen die Wüsten, die Oasen, die Meere, und zum Schluss die Luft, und wenn's auch nur in Träumen ist.¹

Doris Homann (Berlin 1898–1974 São Paulo) war eine außergewöhnliche Malerin und Künstlerin, deren Œuvre in Deutschland heute nahezu unbekannt ist. Sie malte Liebende, Lebende, Stürzende und Schwebende. Sie malte Landschaften – oft mit übergroßen Figuren und manchmal mit kleinen, beigestellten Menschen, die man wie umgedeutete Repoussoirfiguren lesen kann: Es ist die Künstlerin selbst, die sich ins Bild gesetzt hat. Porträts waren ihre Stärke und dienten ihrer Existenzsicherung. Sie erforschte ihr Gegenüber und in schonungslosen Bildnissen oft sich selbst. Sie experimentierte mit verschiedenen malerischen Techniken und Stilen und ist, künstlerisch geprägt in den Jahren der Weimarer Republik, zunächst zwischen Expressionismus und Neuer Sachlichkeit zu verorten. Daraus entwickelte sie ihren eigenen, unverkennbaren Stil und befragte die Bedingungen des Lebens und seinen tieferen Sinn, die soziale Gemeinschaft, das Göttliche und grundsätzlich die Menschlichkeit des Menschen.

Nähert man sich ihrem Werk und ihrer Biografie, entdeckt man eine interessante, starke und zugleich widersprüchliche Frau. Sie war ein tatkräftiger und – wie es scheint – ein furchtloser Mensch, eine Macherin mit einem künstlerischen und einem kaufmännisch-landwirtschaftlichen Talent. Beide Leidenschaften prägten ihr wechselhaftes, von politischen Verwerfungen gekennzeichnetes Leben in Deutschland, Italien und Brasilien. In ihrem zweiten Lebensdrittel wurde es maßgeblich von ihrem Mann Felix Gasbarra (Rom 1895–1985 Bozen), einem schillernden, politischen Agitator der Arbeiterbewegung, Autor und Tischler, Dramaturg und Mitentwickler des Radio-Hörspiels, bestimmt. Die letzten 26 Jahre lebte sie in Brasilien, mit ihren zwei Töchtern Livia (1926–2019) und Claudia (*1932), die beide in Berlin geboren wurden. Ihren Mann, den sie 1924 geheiratet hatte und der keine persönliche und finanzielle Verantwortung für seine Familie übernahm, ließ sie 1948 in Europa zurück. Durch die Lebensgeschichte des Felix Gasbarra, die sein Sohn Gabriel Heim 2023 publizierte, kommt nun auch Homanns Wirken wieder ans Licht.²

1 Brief Doris Homann vom 6.9.1953 an einen nicht identifizierten Mann, Brieffragment, Nachlass Doris Homann, Campinas, Brasilien (im Folgenden: Nachlass). Alle abgebildeten Werke befinden sich, sofern nicht anders angegeben, im Nachlass.

2 Gabriel Heim: Wer sind Sie denn wirklich, Herr Gasbarra? Bozen 2023. Heim ist der biologische Sohn von Gasbarra und Ilse Winter. Die Halbgeschwister Claudia und Gabriel trafen sich erstmals 2019 in Brasilien, nachdem sie zuvor nur voneinander gehäht und sich erst über das Soziale Netzwerk gefunden hatten. Das Leben Doris Homanns plant die Ehlermann & Agneskirchner Filmproduktion, Berlin, dokumentarisch zu verfilmen. – Ich danke Claudia Junge-Gasbarra, Mark Junge, Gabriel Heim, Traudi Messini, Mediaart Production Coop, Bruno Cezar Mesquita Esteves, MASP, und Dr. Regina Freyberger, Städel Museum, für ihre hilfsbereite Unterstützung und widme diesen Essay Doris Homanns Tochter zu ihrem 92. Geburtstag.



Selbstporträt, um 1970,
Wachskreide (Ausschnitt)

In ihren Memoiren mit dem Titel »Die Quelle«, findet sich ein Satz über ihre Ehe, den man rückblickend wohl als ihr pragmatisches Lebensmotto verstehen kann: »Ich war glücklich, weil ich es sein wollte.« Ihre Autobiografie ist als Typoskript erhalten und endet abrupt 1943 mit ihrer Flucht aus dem bombardierten Frascati. »Die Quelle« existiert in zwei Fassungen³ und bildet zusammen mit den Erzählungen ihrer Tochter Claudia Junge-Gasbarra die Grundlage, um das Leben und Werk der Malerin, Grafikerin, Illustratorin und Keramikerin zu rekonstruieren. Ergänzt wird dieses Quellenmaterial durch Homanns reichhaltige Korrespondenz, wobei ihre eigenen Briefe häufig auf Durchschlagpapier erhalten sind und die Briefwechsel besonders lesenswert machen. Sie werden ebenfalls im Nachlass verwahrt. Der Fokus dieser Vorstellung der Künstlerin liegt auf ihrer Zeit in Berlin und Europa, aufgrund des jetzigen Forschungsstands kann nur ein erster Einblick in ihre Brasilienjahre gegeben werden.

Doris Homann wurde am 16. Mai 1898 in Berlin in eine bürgerliche, wohlhabende Familie geboren. Politisch stand sie ihrem liberalen Großvater nahe. Der Rest der Familie war nationalkonservativ, was während der NS-Zeit vor allem mit ihrem Bruder, den sie als Nazi bezeichnete, zur Entzweiung führte. Homann erbte zusammen mit ihm zwei große Häuserkomplexe in der Prenzlauer Allee und der Barnimstraße sowie alleine ein Landhaus in der Künstlerkolonie Schreiberhau im Riesengebirge. Für sie, die von Anfang an von ihrer Arbeit als Künstlerin eigenständig leben wollte, war dies in den Krisenjahren der Inflation und des frühen Naziregimes als faktisch alleinerziehende Mutter die Grundlage für ein finanziell stabiles Leben.

Homann entdeckte früh ihre Leidenschaft für die Malerei. Mit 16 Jahren trat sie 1918 dem *Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin* bei (Umbenennung 1919 in: *Verein der Künstlerinnen zu Berlin*⁴) und besuchte die Mal- und Zeichenschule sowie den Unterricht für Typografie und Buchgestaltung. Regelmäßig stellte sie auf den Ausstellungen des Vereins aus. Zeitgleiche Mitglieder waren zum Beispiel Fanny Remak, Käthe Kollwitz, Julie Wolfthorn, Dora Hitz, Milly Steger, Lotte Laserstein, Jeanne Mammen, Emy Roeder, Renée Sintenis, Eva Hertzner und Thea Schlessner. Manche von ihnen waren im Vorstand und mit einigen war Homann enger bekannt oder befreundet.⁵ 1920 wurde sie Mitglied im Berliner Lyceums-Club und war später im Präsidium tätig.⁶ Der Club war ein einflussreicher und kulturell bedeutender Frauenverein, der bis 1933 ein Zentrum intellektueller, künstlerischer und politischer Auseinandersetzung war.

3 Die Ursprungsfassung (im Folgenden: »Quelle 1«) wurde um 1965 geschrieben, die überarbeitete Fassung (»Quelle 2«), die weitere ergänzende Fragmente enthält, entstand in den folgenden Jahren, vermutlich unter Mitarbeit von Livia. Zitat: Fragment zu Quelle 2; Nachlass.

4 Heute: Verein der Berliner Künstlerinnen (VdBK).

5 Hinter vielen Namen, die in diesem Essay genannt werden, steht ein späteres Vertreibungs- oder Todesschicksal im NS-Regime wegen der religiösen oder formalen Zugehörigkeit zum Judentum; manche Kolleginnen, Journalisten oder Sammler, die sich ins Exil flüchten konnten, sah Homann in Rio wieder. Über die Flucht ihrer Freundin Fanny Remak nach London und somit über deren Überleben erfuhr Homann viele Jahre später in Rio, durch eine Cousine Fannys (vermutlich aus der Großindustriellen-Familie Georg Hahn). Über Remak schrieb sie: »Es gehörte zu meinen größten Vergnügen, mit diesem gebildeten Menschen zusammen sein zu dürfen; ich habe viele glückliche Stunden in ihrem Atelier verbracht« (Quelle 1, S. 55). Andere, und manchmal dieselben, wurden politisch verfolgt.

6 Beide Mitgliedschaften Homanns sind aufgrund der schlechten Aktenlage in Publikationen nicht verzeichnet, so auch nicht in den beiden Monografien: *Profession ohne Tradition. 125 Jahre Verein der Berliner Künstlerinnen*. Hg. v. Dietmar Fuhrmann und Carola Muysers. Ein Forschungs- und Ausstellungsprojekt der Berlinischen Galerie in Zusammenarbeit mit dem Verein der Berliner Künstlerinnen, Berlin 1992 und: *Quo Vadis, Mater? Künstlerinnen des Berliner Lyceums-Clubs 1905–1933*. Hg. v. Internationalen Lyceum-Club Berlin e.V., Berlin 2015. Es bietet sich dennoch ein guter Überblick über Homanns Zeit und Netzwerk.

Nach ihrer Ausbildung im Verein der »Malweiber« – das war selten respektvoll gemeint – ging sie 1918 an die Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst in Charlottenburg. Bis in Alter bezog sie sich in Brasilien in ihren Ausstellungsflyern und den Katalogen auf diese ihre Lehrer: Lovis Corinth, Willy Jaeckel und vor allem Martin Brandenburg, den sie besonders verehrte. Er gehörte zur Moderne-Bewegung in Berlin um 1890 und war 1899 Gründungsmitglied der international aufgestellten *Berliner Secession*. Er hatte eine eigenwillige, für Deutschland neue, symbolistische Bildsprache – seine Gemälde handeln von Traum, Fantasie und Surrealem. Das beeindruckte die junge Malerin tief, sie trug diese Vorstellung von Welt in ihrem eigenen Werk weiter. Brandenburgs erste Begegnung schilderte sie so: »Ich sah ein Adlergesicht mit kühnem Auge und bei halber Drehung ein schwarzes Band, das über die Haare lief und auf dem linken Auge ein schwarzes Stoffrund, das dem Gesicht etwas Kühnes und Gewalttätiges gab. Martin Brandenburg hatte im Kriege sein linkes Auge durch Kopfschuss verloren.«⁷ Die Ausbildung fand durch Brandenburgs Tod aufgrund einer Pilzvergiftung nach einigen Monaten ein frühes Ende. In ihren Lebenserinnerungen setzte sie ihm ein Denkmal.

Später erst bemerkte ich seine Schatten, wie er diese arbeitete. Dunkelgrüne und dunkelblaue Schattierungen wechselte mit an lichter Stelle warmen Tönen, Cadmium hellst bis zu orange und ein zartes Rosa, was manches Mal einen lila-grünen Schimmer hatte, wenn es über dem Blau lag. Vielleicht war es die Palette des El Greco. Brandenburg war eine problematische, gründliche Natur und musste so auch eine Technik haben, die einigermaßen anders war, als es andere Maler hatten. Er malte mit den Weimarer Wachsfarben, die an und für sich einen sehr schönen matten Ton hatten, der, je älter sie wurden, auf der Leinwand sehr schön zusammenwuchsen und nie ölig wirkten. Firnis benutzte er nie, er verabscheute jedes Glänzen [...] Ich habe diesen meinen ersten großen Lehrer so aufrichtig verehrt, wie es eben nur ein junger Mensch tun kann [...] Er hatte im Scherz einmal gesagt: Homann ist ein Stehaufmännchen, man kann sie loben und gleich darauf tadeln, sie torkelt erst ein bisschen hin und her, aber dann hat sie die Kritik verdaut und sie richtet sich auf [...] und dann macht sie Sachen, die man staunend besieht.

Homanns Charakter schilderungen der Berliner Kunst- und Theater-Szene in ihrer Autobiografie sind voller Kraft und bieten uns neue Einblicke durch ihre genauen Beobachtungen. Brandenburg, so streng er war, vermochte es ohne Vorbehalte, seine Schülerinnen zu bestärken, die ersten Schritte auf dem freien Kunstmarkt zu gehen. »Ich habe vor diesem Menschen auf den Knien gelegen in Demut und Verzweiflung und jauchzend gelacht, wenn ich gelobt wurde. Es wurde eine herrliche Zeit der Aufnahme des Gebens und Nehmens. Später sagte Brandenburg: Die Porträts meines Großvaters mit den lila Händen, Zeitung lesend, aber den Beschauer über die Brille ansehend, mein Selbstporträt, meine Zeichnungen wären ausstellungsreif und ich müsste nun anfangen systematisch ganz allein zu arbeiten.«⁸ Diesen Rat hat Homann beherzigt und nahm bald darauf an ersten Ausstellungen teil.

Im November 1918 endete der Erste Weltkrieg. Eine Massenbewegung stürzte Kaiser Wilhelm II. und machte den Weg frei für einen demokratischen Aufbruch. Soldaten entmachteten Offiziere, Arbeiter besetzten die Betriebe. Die Kommunistische Partei Deutschlands, Arbeiterräte, der *Arbeitsrat für Kunst* und der *Rat der geistigen Arbeit* wurden gegründet. Die Kunst zum Volk zu bringen war ein Schlagwort dieser Zeit, ein neuer Menschentypus sei notwendig und sollte aktiver Teil dieser ersten demokratischen Gesellschaft werden. Der Staat sollte sich der Ideen und

7 Dieses und die folgenden Zitate: Quelle 1, S. 34f. – Für alle Homann-Zitate gilt: Die Rechtschreibung wurde behutsam aktualisiert; Schreibmaschinen-bedingte Umlaute sowie Tippfehler, auch Namen betreffend, wurden stillschweigend korrigiert.

8 Das großformatige Gemälde *Großvater, Zeitung lesend* ging 1945 wie viele andere Werke in den Nachkriegswirren in Schreiberhau durch Plünderung verloren (Verlustliste; Nachlass).

Kräfte des Künstlers bedienen. Die kurz nach Kriegsende gegründete *Novembergruppe*, bislang überwiegend als politischer Arm dieser Ideen verstanden, war, wie die neuere Forschung zeigt, mit wenigen Ausnahmen vielmehr kosmisch-religiös als politisch motiviert.⁹ Auf den Angriff von George Grosz, nicht politisch genug zu sein, antwortet die Novembergruppe 1922, sie seien nicht radikal politisch, sondern radikal künstlerisch. Zeitgleich gründete sich eine kleine Gruppe namens *Kommune* und erstellte Flugblätter mit ihrem so benannten Manifest.¹⁰ Dazu gehörten u.a. der Maler Oskar Fischer (auch Mitglied des *Sturm*), der Maler Otto Freundlich (Theoretiker der sozialen Utopie), der Tischler-Dichter – wie er damals genannt wurde – Felix Gasbarra, das Maler- und Sammlerehepaar Stanislaus Kubicki und Margarete Kubicka, die auch Werke von Homann in ihrer Sammlung hatten, und Doris Homann selbst. Raul Hausmann kam zum zweiten Manifest dazu – in dem sie sich programmatisch wieder auflösten. Sie boten in ihren Manifesten dem »schlammigen Opportunismus« die Stirn und unterstellten anderen Bewegungen, allen voran der *Novembergruppe*, sich selbst nicht von ihren Protektoren zu unterscheiden. »Die ganze Vergangenheit zu revidieren ist unsere Aufgabe.« Die Einladung, in Düsseldorf zusammen mit der *Novembergruppe*, dem *Jungen Rheinland*, dem *Sturm* und der *Dresdner Sezession* an der internationalen Kunstausstellung teilzunehmen, lehnten sie ab, weil sich an den »Machenschaften von Kunst-Konzernen« nicht beteiligen wollten. Die 24-Jährige befand sich mitten im Strudel des heftigen, gesellschaftlichen Diskurses um Macht, Gemeinschaft, Kommunismus oder Sozialismus, Gerechtigkeit, Religion, Utopie und Europa als neuem Sehnsuchtsort.

Ob sie es bereut hat, nicht an der Ausstellung in Düsseldorf teilgenommen zu haben, ist nicht überliefert. Über eine andere Entscheidung, nämlich die Einladung zu einer Präsentation ihrer Werke in der Pariser Galerie Bernheim-Jeune auf Anraten von John Heartfield ausgeschlagen zu haben, schrieb sie viele Jahre später in ihren Erinnerungen: »Wenn ich heute Biografien lese, kann ich nur sagen: So doof wie ich war niemand.«¹¹ Homann ging jedenfalls durch eine intensive politische Schule und war mit Mitgliedern der KPD befreundet. Als sie Käthe Kollwitz näher kennenlernte, trennten sich ihre Meinungen in der Frage, wie politisch Kunst sein sollte. »Einmal wurde sie rot vor Zorn, als ich ihr gestand, dass ich für den Knüppel [proletarische Satirezeitschrift] jene Zeichnung gemacht hatte, eine Bulldogge, die den Kopf von Hindenburg trug, die im Maul einen Knochen hatte mit dem Wort ›Verfassung‹. Sie fand es geschmacklos, aber sie hat mich nicht angezeigt.« Kollwitz war der Meinung, »von Politik hätte sich der Künstler fernzuhalten. Ich musste lächeln, aber sie war so überzeugt, dass sie wahre Kunst machte, und keine Politik.«¹²

9 Nentwig 2018, S. 201. Zeitenwende 2015, v.a. die Kapitel »Novembergruppe« (Janina Nentwig) und »Revolution« (Tobias Hoffmann).

10 Erstes Manifest, März 1922 und zweites Manifest o.D. (ca. April 1922), Abdruck in: Kliemann 1969, S. 66–68. Das erste Flugblatt befindet sich in der Berlinischen Galerie, Nachlass Otto Freundlich, Teil-Nachlass Raoul Hausmann; BG-RHA 1792.

11 Quelle 1, S. 56.

12 Quelle 1, S. 45.



Hinterhof Prenzlauer Allee 35, um 1920, Zeichnung

Homann, die seit 1919 in der Prenzlauer Allee 35 und somit in der Nähe der Kollwitz wohnte, war öfter bei ihr und saß zusammen mit Kollwitz' Mann am ovalen Mahagonitisch. »Ich kannte ihre Arbeiten sehr genau, diese Arbeiten, die in jeder Ausstellung den Besucher wie ein Fausthieb trafen, aufrüttelnd, schüttelnd, unruhig und nach mehr dürstend ging man die Wände entlang, um mehr zu erhaschen [...] von dem Pathos der wilden Aufschreie gequälter Menschen.«¹³ Homanns Frühwerk sieht man, soweit es erhalten ist, an, wie sehr sie Kollwitz schätzte. Sie hatte den sozialkritischen Blick – und malte und zeichnete verdrehte Hinterhöfe, Armut, Behinderung, Krankheit, Alter und Tod. Sie erlernte die Techniken der Druckgrafik und schuf Frauenköpfe, formal wie Kollwitz, inhaltlich aber auch einen anderen Weg beschreitend, in dem sie Träumende darstellte.

1921 zeigte sie eine Einzelschau (vielleicht ihre erste) in der neu gegründeten Kabarett-Galerie »Kunstasyl« der Sängerin Käthe Hyan in der Klosterstraße 62. Hyan öffnete damit einen Ort für alle: für Künstlerinnen und Künstler, für Erfolgreiche, Debütanten und wohl auch für obdachlose Kreative. Gleichzeitig war dieser Ort eine offene Bühne, ein Experimentierfeld, klein, aber mit großem Potential und einer linken Vision – ein Raum mit eigenen Regeln. Joseph Roth, der das Kunstasyl zweimal besprach, meinte über Hyan: »Einem einzigen Menschen in Berlin [...] war es aufgefallen, daß Künstler hungern und zugrunde gehen.«¹⁴ Und er stellte fest, dass den Besucherinnen und Besuchern durchaus auch Arbeiten künstlerischer Persönlichkeiten geboten wurden. An diesem Ort traf Homann auf den italienischen Dichter, Bühnenautor und kurzzeitigen Bildhauer Felix Gasbarra, den sie 1924 heiratete und dadurch zur Italienerin wurde. Durch das »Kunstasyl« und Gasbarra kam Homann mit der links intellektuellen Künstlerszene in Kontakt und in Tuchfühlung mit der neu gegründeten KPD – ohne je Mitglied zu werden. Im gleichen Jahr stellte Gasbarra Plastiken in der »Arbeiter-Kunst-Ausstellung« zusammen mit dem sozialkritischen Maler Otto Nagel in der Petersburger Straße 39 aus. Im folgenden Jahr beteiligte sich Homann gemeinsam mit Jankel Adler, Freundlich, Hausmann, Gasbarra und anderen an der »Internationalen Ausstellung Revolutionärer Künstler 1922«.

In dieser Zeit begann Homann erfolgreich, Kunsthandschriften zu gestalten. Sie malte in zwanzig Exemplaren die Inkunabeln des Buchs »Daniel« aus dem Alten Testament, in dem es um die Frage der gerechten Herrschaft geht. Willy Jaeckel übernahm die Illustrationen. Soweit heute bekannt ist, war das der Anfang ihrer Buchgestaltung. Für den Handschriften-Verleger August Kuhn-Foelix, den Malik-Verlag¹⁵ und anderen Verlagen sowie für Privatsammler schrieb und gestaltete sie Bücher als Unikate oder in kleinen Auflagen, so zum Beispiel »Hiob« und »Judith« oder – inzwischen in Schreiberhau – die Paul Celan-Übersetzung des Gedichts »Bateau Ivre« von Arthur Rimbaud als vollständige Handschrift. »Zwei Stunden wunderbarer Arbeit lagen vor mir zu Beginn eines jeden Tages. Die Farben des Rimbaud-Buches »Bateau Ivre« waren wie ein Schrei in tobender Ekstase und wie Finale, die in ungestümem Rhythmus des Versmaßes das Buch durch-



Traum, um 1925, Holzstich, Handdruck
(Privatsammlung Berlin)

13 Quelle 1, S. 44.

14 Joseph Roth: Kunstasyl, 1989, hier S. 444.

15 Hierzu Jens-Peter Ketels: Literatur, Kritik und Kaffee, in: *Mitteilungen* des Vereins für die Geschichte Berlins, 2024, Jg. 120, Heft 3, S. 85–94.

rasten. Gebe Gott mir zehn Jahre solcher Arbeitslust, war oft mein Stoßseufzer, zehn Jahre, dann würde ich etwas erreichen. Dann hat es sich gelohnt zu leben, zu kämpfen.«¹⁶ Sie sprengte die Regeln der Typografie und den Satzspiegel. Ihre expressiv-abstrakte Formensprache führte zur Bezeichnung der Homann-Initiale, spätestens 1925 war sie auf diesem Markt etabliert.¹⁷ 1926 erhielt sie als Malerin einen Eintrag in das »Handbuch des deutschen Kunstmarktes«.

Homann geriet als Anfang Zwanzigjährige in die damals relevanten Künstler- und Kulturkreise, lernte bis 1933 George Grosz, Ernst Toller, Ludwig Meidner, Magnus Hirschfeld, Rudolf Schlichter, László Moholy-Nagy, Lucia Moholy und viele andere kennen und arbeitete für die Zeitschrift »Der Knüppel«, dessen Gestalter und Redakteur John Heartfield war. Sie wurde investigative Journalistin im linken Arbeitermilieu – unter dem Pseudonym »Link«, unter anderem in der Zeitung »Berlin am Morgen«, die von Willi Münzenberg herausgegeben wurde.¹⁸ Im Artikel »Mensch und Maschine. Wie der Zeichner [gemeint ist Homann] die AEG-Turbine sieht« wird der Mensch als Sklave der Maschine (Kapitalismus) dem Menschen als Herr der Maschine (Kommunismus) gegenübergestellt und die AEG wegen mangelndem Arbeiterschutz von Homann angeprangert.

Gasbarra arbeitete inzwischen mit Erwin Piscator an der revolutionären Piscator-Bühne zusammen, den Homann ebenso wie Bertold Brecht gut kennenlernte. »Ich mochte Brecht sehr gern, er war so einfach, vielleicht gesucht einfach, aber turmhoch über all den Leuten stehend, die damals um Piscator waren.« Für Piscator, der Homann wie ein »Drahthaarterrier« vorkam, »intelligent, witzig und schnuppernd in alle Winde, wo es was Neues, Aufregendes gab«, illustrierte sie Theater-Programme. Beide hat sie porträtiert, Piscators Porträt von 1921 befindet sich als Lithografie im *Museu de Arte de São Paulo Assis Chateaubriand (MASP)*. Brecht, dessen Porträt in Brasilien verloren ging, versuchte, Gasbarra für sich zu gewinnen. Homann erinnerte sich:

*Bert Brecht forderte [Gasbarra] durch meinen Mund zur Mitarbeit auf. »Wenn er mit mir arbeitet, wird er berühmt werden, sagen Sie ihm das, bleibt er bei Piscator, so wird sein Name verschwiegen werden und er wird weiter nichts erreichen, als nur der Gefolgsman werden. Aber mit mir wird er berühmt.« Dabei hatte Brecht, den ich zeichnete, auf seinem Spinett geklimpert, und seine brüchige Stimme erfüllte mit diesen blechern Tönen den Raum.*¹⁹

In diesen Jahren reichte Homann mehrere Werke bei der *Freien Secession* ein, die 1914 nach ihrer Abspaltung von der *Berliner Secession* zwar ihren berühmten Namen verloren hatte, aber bis auf Ausnahmen aus den alten Mitgliedern weiterbestand.²⁰ Sich als Nachwuchstalant an diesem Ort vorzustellen lässt auf ein starkes Selbstbewusstsein schließen. Die Schilderung ihres Scheiterns bietet einen Einblick in die Wertschätzung, die sie dennoch erfuhr, sowie in die damaligen Abläufe der Jury, über die es keine Dokumentation mehr gibt. Homann reichte eine Gewitterlandschaft

16 Quelle 1, S. 107.

17 Die Anzahl ihrer Kunsthandschriftenbücher ist nicht mehr rekonstruierbar, da die meisten den Nachkriegsplünderungen in Schreiberhau zum Opfer fielen. Gedruckte Bücher, an denen sie beteiligt war, sind hingegen nachweisbar. So illustrierte sie beispielsweise 1925/26 Berta Lasks Erzählung »Wie Franz und Grete nach Rußland kamen. Erzählung für die Arbeiterjugend und Arbeitereltern«, mit acht Bildern und Einbandzeichnung von Doris Homann, Berlin 1926, erschienen im Verlag: »Vereinigung Internationale Verlagsanstalten«. Diese und andere Illustrationen, die reine Auftragsarbeiten waren, kommen an die Ausdrucksstärke ihrer freien Arbeiten nicht heran.

18 Homanns Artikel erschienen zweiwöchentlich in der Sonntagsausgabe von »Berlin am Morgen«, darunter: »Im Asyl für obdachlose Frauen« (Datum unbekannt), »Bei den Heimarbeiterinnen im Erzgebirge« (Datum unbekannt), »Im Altersheim« (19.10.1930), »Der Mensch und die Maschine« (29.3.1931); Nachlass.

19 Zitate in diesem Absatz: Quelle 1, S. 66.

20 Homann selbst verwechselt 40 Jahre später die beiden Namen, was eben dieser Gemengelage geschuldet ist.

mit einem flimmernden grauen Wald in einem außergewöhnlich breiten Querformat ein. Ihre Werke gingen »bis zur dritten Auslese bei der [Freien] Secession durch und als Slevogt fragte, sehr interessant, kennt jemand Homann?, sagte die Kollwitz sehr stolz, ja, das ist eine ganz junge Malerin. – Da winkte Slevogt ab: soll später noch mal wieder kommen.«²¹ Homanns Kommentar: »Der Künstler braucht eine Resonanz, sonst ist er wie eine Pflanze, die keinen Regen bekommt.«

Die Resonanz kam dann von anderer Seite: Wassily Kandinsky hatte 1930 Gasbarra angeboten, die vakante Tischlerei-Abteilung des Bauhaus' zu übernehmen. Bei der Besprechung brachte Gasbarra Homanns Buch »Judith« mit, um es Kandinsky zu zeigen. Homann erinnert sich lebendig an ihren Arbeitsprozess an diesem Werk: »Die Schrift floss dahin, vollkommen ungekünstelt im Vergleich zur gotischen Schrift, wo die Buchstaben anschwellen und abebbten, wie vielleicht ein Choral vorgetragen wird. Bei meiner Schrift gaben die leuchtenden Buchstaben die Klanguntermalung.«²² Gasbarras Ablehnung, im Bauhaus zu arbeiten, bedauerte sie sehr. »Ich hätte Kandinsky gar zu gerne kennengelernt; aber mein Mann lehnte das Angebot ab, wie er sagte, nach reichlicher Überlegung: aus finanziellen, politischen und uneingestanden aus eifersüchtigen Gründen. Denn Kandinsky war von meinem Buch sehr angetan und meinte, ich müsse sehr musikalisch sein, das Buch sei Musik. Musikalisch, ich, die keine Note singen konnte!« In diesen Jahren der künstlerischen Freiheit während der Weimarer Republik stellte Homann regelmäßig im Verein der Berliner Künstlerinnen oder in dessen Umfeld aus und machte sich als Porträtistin einen Namen.

Nach der Machtübernahme von Adolf Hitler verließ sie im Frühjahr 1933 Berlin. Ihre Kinder sollten unbehelligt von den politischen Unruhen aufwachsen, und so zog sie zusammen mit der Mutter in ihr Haus nach Mittelschreiberhau. Zuvor vernichtete sie alle ihre Unterlagen, die man in Zusammenhang mit ihrer politisch linken Haltung bringen könnte, so auch viele ihrer Texte und Rezensionen. In Schreiberhau hatte sie bislang die Sommermonate verbracht und bereits ausgestellt, war mit dem Künstlerkreis in Agnetendorf um Gerhart Hauptmann in Verbindung und Mitglied im *Verein des Niederschlesischen Künstlerbunds*. Hier schuf sie in der Einsamkeit des Riesengebirgsdorfes eine Bilderreihe von Kindern mit Behinderungen, die dort in einer Heilstätte, dem sogenannten Rettungshaus lebten.

Ich malte da meinen »Rüsseljungen«. Er bildete sich ein, einen Rüssel zu haben und außerdem versuchte er, eine Lokomotive nachzuahmen und gab Geräusche wie ein zwei- oder dreijähriges Kind. Dann malte ich auch den »Wasserkopf« in sehr zarten grünlich-grauen Farben. Ein grausig großer Kopf, der an den oberen Schläfen aufgeplatzt war und aus den Öffnungen sickerte eine Art Schaummasse. Er hatte den Körper eines eben geborenen Kindes, aber der Kopf war eine gewaltiger Kopf, wie der eines Riesen. Er war drei Jahre alt und er war eine große medizinische Seltenheit. Viele Ärzte kamen seinetwegen in die Anstalt, um dieses Monstrum zu sehen. [...] ich war so erschüttert von dem Elend der gefangenen Seelen [...], und ich sah mich einfach gezwungen, so zu malen.²³

Die Journalistin Ilse Reicke, die auch in Schreiberhau lebte, war Herausgeberin der Zeitschrift *Die Frau*, für die Homann



Wasserkopf, 1930–35, Gemälde (Fotografie aus dem Fotoalbum Doris Homann)

21 Dieses und das folgende Zitat: Quelle 1, S. 35f.

22 Dieses und das folgende Zitat: Quelle 2, S. 93.

23 Quelle 1, S. 92. Die Gemälde sind verschollen und nur durch Homanns Fotoalbum überliefert (Nachlass).

schrieb und illustrierte. Reike schilderte die Kraft dieser Werke: »Diese Mutter hat das Grauen gemalt, die ernste Erschütterung, die ausgeht von den gezeichneten, erbkranken Geschöpfen, den Kindern der Siechen, Trunkenbolde, Verkommenen. Aber kein Sich-Weiden etwa am Schrecklichen, keine billige Sensationswirkung, sondern ernste Sachlichkeit, unbarmherzige Ehrlichkeit, – und das Fünkchen Seele, das etwa im dauernden Angstausschlag des Wasserkopf-Kindes, in dem Knaben mit dem immer feuchten Rüsselmunde, der sich einredet, eine Lokomotive zu sein, noch zuckt und zittert: dies arme Fünkchen Seele hat sie zu bannen gewußt.«²⁴ Homanns Einzelausstellung in Hirschberg erregte unliebsames Aufsehen, wie Gasbarra Ernst Toller zu berichten wusste, dennoch wurden Werke von dem Landesmuseum Breslau angekauft.

Inzwischen war Gasbarra seit 1934/35 in Zürich als Dramaturg am Schauspielhaus und hatte eine Beziehung mit der Schauspielerin Ilse Winter begonnen – beides führte zum Skandal. Er zog nach Rom. 1935 plante Homann, zum ersten Mal mit Gasbarra zusammen zu leben, um die Ehe zu retten. Sie fuhr nach Italien, um zu prüfen, ob sie in Rom mit ihren Kindern leben könnte und verhandelte mit ihm die Bedingungen. Gasbarra hielt sie jedoch hin. 1936 geriet Homann in Schreiberhau mit der Gestapo in Konflikt durch einen Blockwart (ihr Nachbar), der sie denunziert hatte. Sie wurde von einem sogenannten Parteiengericht in düsterer Atmosphäre im einsam gelegenen Hotel am Zacken verhört – eine Szene, die im Lauf der Jahre in Homanns Erinnerungen zu einer Schlüsselszene des Nazismus und der Verfolgung wurde: der Grund, Deutschland zu verlassen. In der brasilianischen Presse wurde diese Erzählung – Flucht vor den Nazis – aufgegriffen, wenn Homann als Künstlerin besprochen wurde. Homann floh jedoch nicht ins Exil, sondern ging in einen anderen faschistischen Staat. Ihre zehnjährige Tochter Livia ließ sie bei ihrer Mutter zurück, die kleine Doris nahm sie mit. Sie floh nicht wie eine Verfolgte vor individueller oder kollektiver Gefahr, sondern reiste als Italienerin mit Handgepäck und Holzkiste im Zug über München nach Rom. Sie kehrte 1937 nach dem Tod ihrer Mutter noch einmal nach Schreiberhau und Berlin zurück, um sie beisetzen zu lassen und Livia mitzunehmen. Homann hatte Zeit ihres Lebens darunter gelitten, ihr Haus in Schreiberhau mit all ihren Kunstwerken und der Bibliothek verlassen zu haben.²⁵ Sie schrieb viele Jahrzehnte später in ihrer Rückschau: »Es war das erste Mal, dass ich mein Haus, das mir Heimat bedeutete, verlassen musste. Nie mehr habe ich solchen Schmerz gefühlt, der mich so tief verwundete, als dieses erste Mal. Später habe ich viele von mir erworbene oder gebaute Häuser verlassen, nie mehr litt ich so, wie in Schreiberhau.«²⁶

1940 kaufte Homann ein Grundstück in Frascati, um vor alliierten Angriffen auf Rom sicher zu sein, doch ein heftiger Fliegerangriff 1943 zerstörte die dortige Lebensgrundlage. Im Bombenhagel gingen Homanns jüngste Werke verloren. Nach einer weiteren Station in Rom kaufte sie 1945 in Bozen das Schloss Kampenn, in dem sie bis zur Auswanderung nach Rio mit ihrer jüngsten Tochter Doris und Gasbarra lebte.

Sie richtete sich dort ihr Atelier ein und fing wieder konzentriert zu arbeiten an. Ihre erste Glasmalerei ist hier dokumentiert. Homann wurde Mitglied im neugegründeten *Südtiroler Künstlerbund* und stellte in Bozen aus.

24 Ilse Reike: Junge Künstlerinnen im Daseinskampf, 1938, Wiederabdruck in: Carola Muysers 1999, S. 243. Zu Reikes politischer Nähe zum Nationalsozialismus und ihrer Instrumentalisierung der Homann-Gemälde als Zeugnisse für die Notwendigkeit zur Euthanasie siehe Heim 2023, S. 215.

25 1945 (inzwischen auf polnischem Staatsgebiet) wurde es mehrfach geplündert und sie verlor alles, was sie dort besaß. Sie stellte 1959 in Berlin einen Antrag auf Entschädigung bei dem Wiedergutmachungsamt (für unrechtmäßige Enteignung von Verfolgten durch den NS-Staat). Das war jedoch die falsche Stelle für Kriegsbeschädigungen und Verluste durch Plünderung, was sie aber ignorierte und bis zur Ablehnung mehrere Anwälte eingesetzt hatte (Doris Homann ./. Deutsches Reich 1959, Wiedergutmachungsakten B Rep. 025-02 Nr. 13009–13011/59, Landesarchiv Berlin).

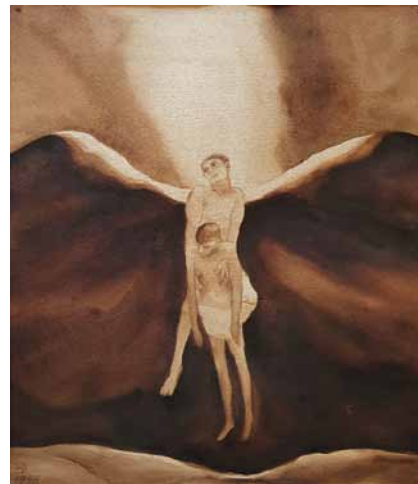
26 Quelle 2, S. 177f.

Europa war zerstört, die Atmosphäre beengend und trostlos. Livia zog nach Brasilien und Homann folgte mit Doris im April 1948 nach. Sie dürfte das künstlerische Terrain zuvor geprüft haben, denn bereits 1947 hatte sie ihre erste Einzelausstellung im Salão *Ministério da Educação e Cultura*.²⁷ »Alles deutete auf die Anwesenheit einer Künstlerin hin, die ihre freie Sensibilität in ihre Werke einfließen und sich von den authentischen und kommunikativen Ausdrucksformen einer plastischen Sprache anregen ließ, die in Bezug auf ästhetisches Interesse und Botschaft verführerisch und einnehmend war [...]: – Doris Homann.«²⁸ Nachdem Homann die ersten Jahre im Landesinneren bei ihrer Ältesten auf einer Fazenda im Bundesstaat Rio de Janeiro und von der Landwirtschaft (Kaffeeanbau) lebte, zog sie mit Claudia 1952 nach Niterói und 1956 nach Rio an die Copacabana, wo sie verschiedene Ausstellungen in den Galerien des mondänen Stadtteils hatte. 1961 baute sie in Niterói ihren Alterssitz. Das Haus thronte am Hang einsam über der Stadt mit Blick auf die Bucht von Icaraí. Sie schloss Freundschaft mit einer in der Nähe lebenden Emigrantenfamilie. Die Frau des Hauses wurde zu einer treuen Freundin und Auftraggeberin, neben einem britischen Sammler. Doch ihren Lebensunterhalt konnte Homann nicht allein durch ihre Kunst bestreiten. Sie kaufte und verkaufte Grundstücke, manchmal bebaute sie diese vor dem Wiederverkauf. Ihre Freundin beschrieb Homann im Januar 1974 in einem Brief: Doris habe »Mut, Kraft, unerschütterliches Vertrauen«.²⁹

Seit 1949 stellte sie regelmäßig aus. Die Kunst- und Kulturszene, in der sie sich in Berlin bewegte, fand sie später in Brasilien wieder. Die »alte Clique« kam zu ihrer Ausstellungseröffnung in Rio de Janeiro 1949, so eine Notiz, die sie während ihrer Aufsicht in den Ausstellungsräumen des Associação Brasileira de



Doris Homann in ihrem Atelier im Schloss Kampenn bei Bozen, Fotografie um 1945 (Familienalbum)



Ohne Titel (Erlösung), 1948, Sepia

27 Die Ausstellung fand am Sitz des Bildungs- und Kultusministeriums in Rio de Janeiro statt (der Name des Ministeriums wechselte mehrfach). Das 1943 eingeweihte Gebäude ist ein Wahrzeichen der modernen brasilianischen Architektur. Es wurde von Lucio Costa, Oscar Niemeyer und Affonso Eduardo Reidy unter der Beratung von Le Corbusier entworfen; der Landschaftsgestalter war Burle Marx. Die Ausstellungsräume waren modern und bei den Künstlern sehr begehrt.

28 Quirino Campofiorito: Uma pintora em Niterói, *O Jornal (RJ)*, 22.9.1968, S. 3. Campofiorito schilderte rückblickend seine erste Begegnung mit Homanns Werk.

29 T. G. Brief an Livia Gasbarra, 3.1.1974; Nachlass.

Imprensa (Brasilianischer Presseverband) schrieb.³⁰ Sie kam in die Kreise der intellektuellen Bohème: Auswanderer und Brasilianer wie der Künstler und Kunstkritiker Quirino Campofiorito, die Keramikerin Hilde Campofiorito und der Journalist Herbert Moses (von 1931–1964 Präsident des brasilianischen Journalistenverbands), sowie in einen Kreis von Exilanten aus Europa, die sich in Rio de Janeiro und Niterói angesiedelt hatten. 1929 stellte sie beispielsweise das Porträt der Schauspielerin Ruth Arnau-Rickelt in der Berliner Ausstellung »Die Frau von heute« aus.³¹ Ruth war mit dem Schweizer Journalisten Frank Arnau verheiratet, der 1933 ins politische Exil geflohen war. Man traf sich im damals modernen, weltoffenen Rio wieder.

Bereits in dieser ersten Ausstellung mit ihrer Präsenz zeigte sie viele brasilianische Motive, die die Menschen wegen der roten Erde sofort erkannten. Den Nationalhelden *Tiradentes* stellte sie auf brutale Weise dar: eine geduckte Landschaft und im Vordergrund der dominierende Kopf des Enthaupteten – übergroß.

Dieses Kompositionsprinzip entwickelte sie in den nächsten Jahren kraftvoll weiter. Die Presse, voll des Lobes, erwartete weitere brasilianische Serien von ihr. Neben den existenziellen Bildthemen hatte sie auch einen Blick für die schönen Küstenlandschaften von Rio und Niterói, die sie mit schnellem Pinsel und topografischer Freiheit zu Papier brachte.

Homann stellte regelmäßig im Salon in Rio de Janeiro (Salão Nacional de Belas Artes) sowie in Porto Alegre aus, außerdem in Gruppen- und Einzelausstellungen in Galerien und Museen, so 1957 im *Museu de Belas Artes (MNBA)* in Rio unter dem Titel »Doris Homann – Deutsche (Berlin), Gemälde – Zeichnungen – Grafik – Skulpturen und Keramik«.³² Fast alle Werke, die in den Katalogen, Flyern und in der Presse namentlich genannt wurden, sind heute nicht mehr bekannt, da sie verkauft worden sind.

In den 1950er und 60er Jahren erhielt sie im Salon vier Bronzemedailen, auch als bereits der Nationalismus des Landes in Protektionismus umgeschlagen war und brasilianische Künstlerinnen und Künstler bevorzugt oder ausschließlich ausgezeichnet wurden. 1964 musste sie mit 66 Jahren eine weitere Diktatur erleben.³³ Da ihre Memoiren 1943 in Europa enden, ist (noch) unbekannt, ob sie unmittelbare Einschränkungen in ihrem Alltag und in ihrer Kunst erlebte. Ihr Assistent Nikanor

30 Doris Homann, Fragment 1949, Nachlass. Die Ausstellung »Exposição de Doris Homann Gasbarra« fand im Dezember 1949 statt und hatte, wie bereits die Ausstellung von 1947, ein gutes Presseecho.

31 Ausstellung im Verein der Berliner Künstlerinnen zu Berlin, November bis Dezember 1929, im gleichnamigen Katalog Nr. 34: »Frau Arnau-Rickelt«.

32 »Doris Homann – alemã (Berlin) pinturas – desenhos – gravuras – esculturas e cerâmicas«.

33 Der Militärputsch im März 1964 führte den General Humberto Castelo Branco an die Macht, das neue Regime unterdrückte die linke Opposition bis 1985.



Tiradentes, 1949, Öl auf Holz



Praia Vermelha mit Zuckerhut, o. J., Aquarell

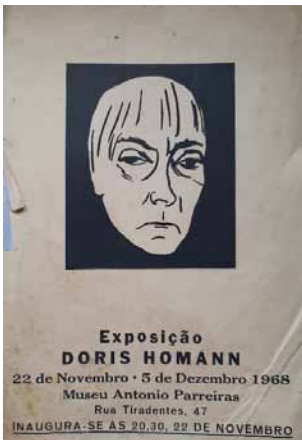


Doris Homann auf einer
Ausstellungseröffnung, Fotografie,
1960 (Familienalbum)

half ihr bei der Organisation des
Alltags und ihrer Ausstellungen.

Ihre Einzelausstellung zum
70. Geburtstag im *Museum
Antonio Parreiras* in Niterói 1968
bewarb sie mit einem Holzschnitt,
auf dem ihr schonungsloses, düster
wirkendes Konterfei zu sehen
ist.

Wie schon in den frühen
Berliner Jahren blickte sie auf ge-
sellschaftliche Missstände und
malte die Ängste des Lebens, »das
voller Bedrängnisse ist – soziale
Konflikte, der Kampf um Geld,
Kriege, Instabilität aller Art, die die
Menschheit zerstören.«³⁴ Sie sagte
über sich selbst: »Vielleicht bin ich
ein Rebell, ohne Rebell zu sein.«³⁵
Spätestens in Brasilien wird
Homanns Affinität zur Esoterik
und Mystik deutlich, oder – wie
das brasilianische Publikum ihrer
Ausstellungen sagte – zum
Okkultismus. Andere sprachen
von kosmischer Kunst.³⁶ Sie malte
Blasen, in denen sich eine eigene,
zweite Welt abspielt, Blasen, die



Ausstellungseinladung 1968
mit Selbstporträt, Holzschnitt



Nikanor, o. J., Lithografie
und Kreide (Privatsammlung
Süddeutschland)

brennen; Weltvernichter, die über eine
Stadtlandschaft stürmen oder Feuer
legen. Homann malte
bis zu ihrem Lebensende apokalyptische
Welten und explizit Bilder vom NS-Regime
und Adolf Hitler – in brasilianische
Landschaften gesetzt, während dort
selbst eine Diktatur herrschte.

Viele traumatische Erlebnisse,
Hunger, das NS-Regime, Bombardierung
in Italien, Flucht vor dem Krieg,
eine dysfunktionale Ehe und nicht
zuletzt mehrere Wohnortwechsel,
die den nervösen privaten und
zugleich kritischen politischen
Umständen geschuldet waren,
lebten in ihr weiter und erhielten
eine persönliche und künstlerische
Eigendynamik. Die Schicksalsfragen
wurden immer wieder neu
verhandelt, die Gemälde galten
ihr als pazifistisches Statement.
Im Nachlass

34 Doris e o Diabo (Doris und der Teufel). In: *O Fluminense*, 7.12.1968, S. 3. (Autor unbekannt.)

35 »Talves seja rebelde sem ser rebelde.« In: *Pintura de Dóris Homann exposta em Niterói* relfete »a nostalgia dos homens«. In: *Jornal do Brasil*, 27.11.1968, 1. Heft, S. 13.

36 Sie traf sich mit dem portugiesischen Anarchisten und Handleser Roberto das Neves, der ihre Hand besah und sie fast magisch davon überzeugte, die unterbrochene Arbeit an ihren Lebenserinnerungen wieder aufzunehmen. (Quelle 2, Vorwort.)



Hitler zündet die Welt an, 1973,
Ölgemälde

befinden sich einige Werke, die ihr
besonders wichtig waren und die sie
trotz guter Angebote nicht verkaufte.
Aus ihren Notizen wissen wir, dass
ihr ein Gemälde vom Vietnamkrieg,
das jede Heldenerzählung verweigert,
besonders wichtig war: Ein amerika-
nischer Soldat schleppt seinen ver-
wundeten Kameraden.

An ihrem Lebensende vor 50 Jah-
ren zog sie eine nüchterne Bilanz über
die Ideale ihrer Jugend in Berlin. Sie
resümierte, »wenn die revolutionären
Künstler für das Volk sind, so haben
sie sich sehr geschnitten, denn sie ver-
stehen gar nicht viel. Im Grunde ist
das viel Gerede und wer was von Kunst
versteht, ist eben nur die intellektuelle
Schicht, die dann den Massen Kunst
einbläut. Ein einfacher Mensch will
seinen Schinken essen und die Natur
getreu wiedergegeben sehen.«³⁷
Europa hatte Homann nie wieder
besucht, obwohl sie mehrfach mit dem
Gedanken spielte. Im Juni 1972
bewarb sie sich bei dem Berliner
Bürgermeister Klaus Schütz –
allerdings vergeblich – um die
Teilnahme des Sonderbesuchsprogramms
als Emigrantin und bot der Stadt ihr
Gemälde *Berlin, nie sollst du vergessen*
als Geschenk an.³⁸

37 Brief Doris Homann an M. G. (Freund der Familie) am 4.1.1974; Nachlass.

38 Brief Doris Homann an Klaus Schütz/Berliner Senatskanzlei am 16.6.1972, Nachlass. Zum Zeitpunkt von Homanns Bewerbung gab es bereits eine Warteliste von 14.000 Personen. Zum Hintergrund siehe Landesarchiv Berlin, B Rep 002, Nr. 7617/2; 7754.



Amerikanische Soldaten in Vietnam, 1968, Ölgemälde



Berlin, nie sollst du vergessen, um 1972, Ölgemälde

Kurz vor ihrem Tod bekannte sie, »ich will nun Brasilianerin werden. Ich lebe hier nun 26 Jahre und die Brasilianer haben mich anerkannt.«³⁹ Zur Einbürgerung Doris Homanns ist es jedoch nicht mehr gekommen. Sie starb am 31. Oktober 1974 als deutsche Italienerin in São Paulo im Krankenhaus Nove de Julho, das sich in Sichtweite des MASP befindet, in dem ihr 1978 die Retrospektive »Porträts und Träume« gewidmet wurde.⁴⁰

Dr. Sabine Meister, Berlin
Mail: mail@sabine-meister.com

Literatur

- Cavalcanti, Carlos: Dicionário Brasileiro de Artistas Plásticos. Brasília 1973, Bd. 2
- Das verborgene Museum. Dokumentation der Kunst von Frauen in Berliner öffentlichen Sammlungen, Bd. 1, Berlin/Leipzig 1987
- Handbuch des Kunstmarktes für das Deutsche Reich, Danzig und Deutsch-Österreich. M. e. Vorwort v. Max Osborn, Berlin 1926
- Heim, Gabriel: Wer sind Sie denn wirklich, Herr Gasbarra, Bozen 2023
- Kliemann, Helga: Die Novembergruppe. Berlin 1969 (Abschrift der Manifeste der Kommune)
- Medeiros, João: Pintura Brasileira Contemporânea. São Paulo 1976
- Reicke, Ilse: Die Volkskünstlerin. Junge Künstlerinnen im Daseinskampf (Text und Kritik, 1938). Wiederabdruck in: Carola Muysers (Hg.): Die bildende Künstlerin. Wertung und Wandel in deutschen Quellentexten 1855–1945. Dresden 1999, S. 240–244
- Janina Nentwig: Späte Revolution und erzwungenes Ende. Die letzten Jahre der Novembergruppe. In: Thomas Köhler, Ralf Burmeister, Janina Nentwig (Hg.): Freiheit. Die Kunst der Novembergruppe 1918–1935. (Ausstellung Berlinische Galerie), München/London/New York 2018, S. 194–207
- Pontual, Roberto: Dicionário das Artes Plásticas no Brasil. Rio de Janeiro 1970
- Profession ohne Tradition. 125 Jahre Verein der Berliner Künstlerinnen. Hg. v. Dietmar Fuhrmann und Carola Muysers. Ein Forschungs- und Ausstellungsprojekt der Berlinischen Galerie in Zusammenarbeit mit dem Verein der Berliner Künstlerinnen, Berlin 1992
- Quo Vadis, Mater? Künstlerinnen des Berliner Lyceums-Clubs 1905–1933. Hg. v. Internationalen Lyceum-Club Berlin e.V., Berlin 2015
- Roth, Joseph: Kunstasyl. Das Heim der hungrigen Künstler. In: Klaus Westermann (Hg.): Joseph Roth Werke 1. Das journalistische Werk. 1915–1923. Köln 1989, S. 444–446
- Zeitenwende. Von der Berliner Secession zur Novembergruppe. Hg. v. Tobias Hoffmann (Ausstellung Bröhan-Museum, Berlin), München 2015

Archive und Museen

- Akademie der Künste, Berlin, VdBK-1867, Nr. 4194 und 4197; John-Heartfield-Archiv Nr. 120; Erwin Piscator-Center Nr. 1234
- Berlinische Galerie, Archiv Otto Freundlich, BG-RHA 1792
- Landesarchiv Berlin, Doris Homann ./. Deutsches Reich 1959, Wiedergutmachungsakten B Rep. 025-02 Nr. 13009–13011/59; Sonderbesuchsprogramm (1969–1974), B Rep 002, Nr. 7616, Nr. 7617, Nr. 7754
- Collection of Research Center of Museu de Arte de São Paulo Assis Chateaubriand, São Paulo: 1978 – Exhibition Doris Homann / Renate Eggert
- Museu de Arte de São Paulo Assis Chateaubriand, São Paulo, Collection, Porträt Erwin Piscator, 1921, Lithografie, Inv. MASP.05739

³⁹ Brief Doris Homann an M. G. am 4.1.1974; Nachlass. Die Presse schrieb »Elegien« auf sie, wie ein Rezensent formulierte. Der bekannte Kritiker Celso Kelly besprach ihre Ausstellungen ebenso wie Harry Laus, Mário Pedrosa, Carlos Duante, Carlos Silva und andere.

⁴⁰ »Retratos e Sonhos«, 19. April bis 5. Mai 1976.

Zur Umbenennung der Berliner Mohrenstraße:

Kolonialismus, Verflechtungsgeschichte und »invented traditions«

Von Thomas Sandkühler

1. Einleitung

Die Mohrenstraße in Berlin-Mitte soll in Anton-Wilhelm-Amo-Straße umbenannt werden. Das wurde gefordert von Aktivistengruppen und durchgesetzt von Politikern, die »Mohr« für eine rassistische Bezeichnung halten. Im amtlichen Sprachgebrauch und diversen Publikationen wird nicht einmal der Straßename noch genannt. Es soll nur noch von der »M.-Straße« geschrieben und gesprochen werden – solange sie noch existiert.¹ Diese vorgezogene *Damnatio memoriae* hat etwas Komisches oder Finsteres, je nach Perspektive.

Die öffentliche Debatte um die Umbenennung der Mohrenstraße begann vor zwei Jahrzehnten und nahm im Sommer 2020 entscheidende Fahrt auf.² Anfänglich hatten die politisch Verantwortlichen statt der Mohren- an eine zweite »Glinkastrasse« gedacht, deren erste Version sich bereits um die Ecke befindet. Doch kam man von diesem Vorhaben ab, als sich herausstellte, dass der zu DDR-Zeiten mit einer Straße geehrte russische Komponist des 19. Jahrhunderts anti-semitische Stereotype reproduziert hatte und daher von Stalin geschätzt wurde.³

Die Bezirksverordnetenversammlung Berlin Mitte forderte am 20. August 2020 das zuständige Bezirksamt auf, die Umbenennung zu beschließen, weil a) der »rassistische Kern des Namens belastend« sei und dem nationalen wie internationalen Ansehen Berlins schade, b) man in Anton Wilhelm Amo (»um 1703–nach 1753«) eine »historische Persönlichkeit afrikanischer Herkunft« ehren wolle, »die mit der Geschichte des Straßennamens verbunden ist.« Zur Begründung hieß es:

¹ Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Europäische Ethnologie: FAQ zur Umbenennung der »Mohrenstraße« (im Folgenden: M*-Straße), <https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/das-institut/faq-zur-umbenennung>; Beschluss der Bezirksverordnetenversammlung Mitte von Berlin: »Anton Wilhelm Amo Straße jetzt«, 20.8.2020 (Drucksache 2586/V): »Der Umbenennung vorher (sic!) gehen soll eine Information, der (sic!) an Anrainer*innen und Stadtgesellschaft gerichtet ist, auf des (sic!) Grundlage und an dessen Ende die Umbenennung der M*Str. steht«; Susanne Memarnia: Die M-Straße wird umbenannt. Eine Folge gewachsener Sensibilität, in: taz, 21.8.2020, <https://taz.de/Die-M-Strasse-wird-umbenannt/15703286/> (alle Links zuletzt eingesehen am 20.11.2024).

² Zeitungsausschnittsammlung zur Umbenennung der Mohrenstraße im Archiv des Vereins für die Geschichte Berlins. Die Debatte begann im November 2004 mit einem Antrag der PDS-Fraktion in der Bezirksverordnetenversammlung Mitte, vgl. Rainer L. Hain: Nicht nur der Mohr soll gehen – Forderung nach neuen Namen für Mohrenstraße und im Afrikanischen Viertel, *Die Welt*, 13.11.2004. Gegenrede kam u.a. von dem einschlägig ausgewiesenen Historiker Ulrich van der Heyden: Der Mohr ist unschuldig – Anmerkungen zu einem nicht enden wollenden, ahistorischen Streit in Berlin, in *Neues Deutschland*, 16.7.2014, und dem ehemaligen Generalkonservator der DDR, Peter Goralczyk: Benennung war ein Ausdruck des Respekts, in: *Berliner Zeitung*, 11.7.2020.

³ »Der Mohr war Eroberer, nicht Sklave«: Warum die Mohrenstraße weiter Mohrenstraße heißen soll. Der Kulturhistoriker Wolfgang Kaschuba rät davon ab, Geschichte im Straßenbild zu tilgen. Ein paar Ausnahmen gibt es aber (Interview mit Julius Betschka), *Tagesspiegel*, 8.7.2020, <https://www.tagesspiegel.de/berlin/debatte-mohrenstrasse-der-mohr-war-erobere-er-nicht-sklave-20256.html> (20.11.2024).

Anton Wilhelm Amo wurde Anfang des 18. Jahrhunderts von der holländischen Ostindien-Kompanie aus dem heutigen Ghana verschleppt und an den Hof von Braunschweig-Wolfenbüttel »verschenkt«. Er promovierte 1729 in Halle und wirkte bis 1747 als Wissenschaftler an den Universitäten Halle, Wittenberg und Jena, also im damaligen Königreich Preußen.⁴

Wittenberg und Jena gehörten allerdings nicht zu Preußen, so dass der Lokalbezug weit von Halle hergeholt werden musste. Wichtiger erscheint die Behauptung, Amo sei das Opfer der rassistischen Entmenschlichung von »Mohren« gewesen – »verschleppt« und »verschenkt« sind hier die Schlüsselwörter.

Die hitzige Debatte um diese Entscheidung muss hier nicht nachgezeichnet werden, weil a) das Berliner Verwaltungsgericht Klagen gegen den Verwaltungsakt zurückgewiesen hat, die sich b) gegen die Tilgung der »Mohrenstraße« aus dem seit dem 18. Jahrhundert insoweit unveränderten Straßenbild der Friedrichstadt richteten.⁵ Über den neuen Namensgeber stritt man nicht. Die Umbenennung der »M.-Straße« nach einem afrodeutschen Philosophen soll der postkolonialen Neubewertung preußisch-deutscher Geschichte Rechnung tragen und wohl auch kolonialrassistisches Unrecht symbolisch wiedergutmachen.

Das Verwaltungsgerichtsurteil datiert vom Juli 2023. Bis jetzt⁶ ist die Umbenennung der »M.-Straße« aber nicht vollzogen worden. Grund scheint die juristische Prüfung zu sein, ob Widerspruch gegen das erstinstanzliche Urteil zugelassen wird.⁷ Diese Verzögerung soll hier zum Anlass genommen werden, über den neuen Namensgeber Anton Wilhelm Amo und das zu berichten, was die Nachwelt aus ihm gemacht hat. Da Kenntnisse von Leben und Werk des Afrikaners oftmals fehlen, soll an verschiedenen Stellen des Beitrags ausführlich aus Quellen und Darstellungen zitiert werden.⁸ Historiographisch steht das Problem der »erfundenen Traditionen« im Vordergrund, die den europäischen Nationalismus entstehen ließen und heute auf ähnliche Weise zum Tragen kommen.⁹

2. Zur Biografie Amos

Für Anton Wilhelm Amo gilt, was Martin Heidegger über Aristoteles gesagt haben soll: »Er wurde geboren, arbeitete und starb.«¹⁰ Amos Geburts- und Todesjahr sind nicht gesichert, ein ihm zugeschriebenes Grab ist womöglich nichts seines, Amos Lebensgeschichte vor der Ankunft in Europa liegt weitgehend im Dunkeln. Umso mehr könnte sich die Forschung auf seine Werke konzentrieren. Das

4 Beschluss »Anton Wilhelm Amo Straße jetzt« (Anm. 1).

5 Mohrenstraße darf umbenannt werden. Pressemitteilung 28/2023 des Verwaltungsgerichts Berlin, <https://www.berlin.de/gerichte/verwaltungsgericht/presse/pressemitteilungen/2023/pressemitteilung.1342986.php>; Maritta Adam-Tkalec: Götz Aly gegen Bezirksamt Mitte: Die Causa Mohrenstraße kommt vor Gericht, *Berliner Zeitung*, 3.7.2023 (beides zuletzt eingesehen 20.11.2024).

6 November 2024.

7 Umbenennung der Mohrenstraße zieht sich weiter hin, *rbb24 Abendschau*, 10.09.2023, 19:30 Uhr, <https://www.rbb24.de/politik/beitrag/2023/09/berlin-mohrenstrasse-umbenennung-bezirk-mitte.html> (20.11.2024).

8 Fremdsprachige Zitate werden in diesem Aufsatz durchweg in deutscher Übersetzung wiedergegeben.

9 Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts (engl. 1983), Frankfurt a. M. 2005; Hans-Ulrich Wehler: Gegen die Dynastien: Der Glaube an eine schicksalhafte Einheit der Deutschen wurde vor der Reichsgründung 1871 zum Massenphänomen, in: Klaus Wiegrefe/Dietmar Pieper (Hg.): Die Erfindung der Deutschen. Wie wir wurden, was wir sind, Stuttgart, 2. Aufl. 2007, S. 166–183.

10 Zit. n. Winfried Franzen: Martin Heidegger, Stuttgart 1976, S. 20.

geschieht inzwischen auch vermehrt, aber dominant ist nach wie vor das Interesse an seiner Biografie, im vorliegenden Zusammenhang sogar besonders ausgeprägt. Denn die für die Benennung der »M.-Straße« nach seinem Namen entscheidenden Argumente beziehen sich auf die Kindheit Amos.

Über diese wissen wir allerdings so gut wie nichts, zumal in Wolfenbüttel keine Korrespondenzen über Amo erhalten geblieben sind.¹¹ Der Wissenschaftshistoriker Justin H. Smith beklagte unlängst die anhaltende Tendenz der Amo-Forschung, »biografische Details zu ergänzen, wenn die dokumentarischen Quellen nichts als Fragen offenlassen.«¹² In der Tat: Auf dem Weg aus den Tiefen einer disparaten historischen Überlieferung an die Oberfläche aktivistischer Websites und wissenschaftsnaher Publikationen, darunter der aktuelle Newsletter des Vereins für die Geschichte Berlins, sind aus Unsicherheiten vermeintliche Gewissheiten geworden, die inzwischen auch politisch beglaubigt werden.¹³

Amo wurde in Axim im heutigen Ghana geboren. Das Geburtsjahr um 1700 wird durch Rückrechnung von Mitte des 18. Jahrhunderts geschätzt. Offenbar brachte ein deutscher Mitarbeiter der niederländischen Westindischen Handelskompanie (WIC) namens Bodel, der zeitweise in einer ihrer Festungen an der Goldküste Dienst getan hatte, Amo 1707 nach Wolfenbüttel und übergab ihn dem greisen Herzog Anton Ulrich.¹⁴ Im Sommer des folgenden Jahrs wurde Amo in der Kapelle des Schlosses Salzdahlum, der Sommerresidenz der Fürsten von Braunschweig-Wolfenbüttel, evangelisch getauft. Paten waren die Herzöge Anton Ulrich (1633–1714) und August Wilhelm (1662–1731), denen Amo geschenkt worden war.¹⁵

Die Historikerin Monika Firla, die seit Jahren über Amos intellektuelle Biographie forscht, meint, dass solche Schenkungen im 18. Jahrhundert »Adoptionscharakter« gehabt hätten.¹⁶ Amo sei »kein Sklave[,] aber Tausende von Kilometern von der Heimat entfernt« gewesen, was ihm »Zugang zum Hochadel« verschafft habe, »mit dem er vertrauten Umgang pflegte.«¹⁷ Amo war zunächst als »Mohr« am Wolfenbütteler Hof beschäftigt. Über seine schulische Ausbildung ist nichts bekannt. In den 1720er Jahren war er zeitweise besoldeter »Sekretär und Bibliothekar« sei-

11 Ein Grund dafür könnte gewesen sein, dass Herzog August Wilhelm, Amos wichtigster Förderer, privates Schriftgut vor seinem Tod bzw. posthum durch seine Witwe vernichten ließ. Eine sichere Erklärung für spätere amtliche Quellen ist diese nachweisliche *Damnatio memoriae* jedoch nicht. Mündliche Auskunft des Leiters der Abteilung Wolfenbüttel des Niedersächsischen Landesarchivs, Dr. Brage Bei der Wieden, an den Vf., 25.11.2024.

12 "An enduring problem in Amo scholarship [...] has been the tendency to fill in biographical details where the documentary sources leave nothing but questions." [Justin H. Smith:] Anton Wilhelm Amo: Basic Writings. Undatiertes, nicht paginiertes Typoskript, <https://www.jehsmith.com/files/amo.pdf> (20.11.2024), hier S. 6.

13 Joe Dramiga: Black History Month 2011: Anton Wilhelm Amo, der erste schwarze Philosoph an einer deutschen Universität, 4.2.2011, <https://scilogs.spektrum.de/die-sankore-schriften/black-history-month-2011-anton-wilhelm-amo-der-erste-schwarze-philosoph-an-einer-deutschen-universitaet/>; Anton Wilhelm Amo Afer – der erste afrikanische Philosoph Deutschlands, 17.11.2020, <https://www.gemeinsam-fuer-afrika.de/anton-wilhelm-amo-fer-erster-afrikanischer-philosoph-deutschlands/> (beides eingesehen am 27.10.2024); Antje Bielfeld-Müller/Doris Tüßelmann: Vor rund 320 Jahren nannte die junge, mit Stadtrechten ausgestattete Friedrichstadt einen ihrer Wege »Mohrenstraße«, Newsletter 4/24 des Vereins für die Geschichte Berlins, 23.10.2024.

14 Stephen Menn/Justin H. Smith: Amo's Life and Work, in: Dies. (Hg.): Anton Wilhelm Amo's Philosophical Dissertations on Mind and Body, New York/Boston 2020, S. 14 f.

15 Burchard Brentjes: Anton Wilhelm Amo. Der schwarze Philosoph in Halle, Leipzig 1976, S. 29, 80, sowie Faksimile des Eintrags im Taufregister der Schlosskirche Wolfenbüttel, nach S. 32. Brentjes datiert die Taufe auf 1707, Menn/Smith (Anm. 14), S. 15, korrigieren auf 1708.

16 Monika Firla: Anton Wilhelm Amo (Nzema, heute Republik Ghana): Kammermohr – Privatdozent für Philosophie – Wahrsager, in: *Tribus* 51 (2002), S. 56–89, hier Anm. 31, S. 88.

17 Ebenda, S. 70.

nes fürstlichen Paten. Im Alter von etwa 27 Jahren nahm er ein Universitätsstudium auf, das offenbar durch ein Stipendium August Wilhelms ermöglicht wurde.

Amo immatrikulierte sich an der Philosophischen Fakultät der Universität Halle, studierte aber zunächst die Rechte. 1729 disputierte er in der Juristischen Fakultät öffentlich über »De iure Maurorum« (wörtlich: »Über das Recht der Mohren«). Eine Publikation ist nicht erhalten und wurde vermutlich auch nie gedruckt. Zwar wissen wir aus einem Zeitungsbericht über den Inhalt des wissenschaftlichen Streitgesprächs, aber die Interpretation ist strittig: Bezog Amo gegen die Unterdrückung von Schwarzen Position (handelte also über *die Rechte* der Mohren), oder anerkannte er die Legitimität der Bezeichnung »Mohr«, indem er die *Rechtstellung* der afrikanischen Diaspora in Europa rekonstruierte?¹⁸

Jedenfalls irrt die Bezirksverordnetenversammlung: Amo wurde nicht 1729 promoviert. Das geschah vielmehr 1734 an der sächsischen Universität Wittenberg. Amo schrieb eine Arbeit »De humanae mentis apatheia«. Die frühaufklärerische Studie lag im Grenzgebiet von Medizin und Philosophie und handelte über die Sinneswahrnehmungen im Verhältnis zum Geist.¹⁹ Die Studie fand den Beifall des Rektors der Universität Wittenberg und des akademischen Senats. In Grußadressen dieser hochmögenden Instanzen wird Amo als »Afrikaner aus Guinea« und »Hochberühmter Magister der Philosophie und der Freien Künste« gelobt.²⁰

Unmittelbar nach seiner Promotion erhielt Amo die Zulassung zum »Magister legens«, wurde also zum Privatdozenten an der Universität Wittenberg ernannt.²¹ 1735 starb Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel, Amos letzter Mentor. Er ging zurück nach Halle, wo er ebenfalls als Privatdozent lehrte. 1738 veröffentlichte er seine Habilitationsschrift »Tractatus de arte sobrie et accurate philosophandi« (»Traktat über die Kunst, nüchtern und sorgfältig zu philosophieren«).²² Inzwischen war Amo nach Jena gewechselt, wo er ebenfalls als Privatdozent zugelassen wurde und erstmals Vorlesungen hielt. 1739 nach eigenem Bekunden »von Haus aus arm« (das übliche Schicksal von Gelehrten ohne feste Professur), konnte er nun vermutlich Höregelder beziehen.²³

Im Dezember 1746 bat Amo die WIC, auf einem ihrer Schiffe nach Guinea (Ghana) mitgenommen zu werden.²⁴ Das wurde ihm kostenfrei gewährt. Amos Entschluss, nach drei Jahrzehnten Deutschland zu verlassen, gründete im Tod eines akademischen Lehrers, der Amo tief getroffen hatte, und/oder (wahrscheinlicher) in rassistischen Spottversen eines Kollegen, der Amo die gescheiterte Liebeswerbung um eine Jenaer Angebetete andichtete. 1747 kehrte er auf einem holländischen Sklavenschiff nach Axim zurück. Als nunmehriger Doktor der Philosophie und Universitätslehrer musste er offenbar nicht befürchten, selbst in Sklaverei zu geraten.

1753 erhielt Amo in Axim Besuch von dem schweizerisch-niederländischen Reisenden und Schiffsarzt David H. Gallandat. Über dessen Gespräche mit dem Afrikaner sind wir durch den

Nachruf eines Holländers Winkelmann auf Gallandat informiert, der 1782 erschien, also im Abstand von drei Jahrzehnten und aus zweiter Hand. Trotz dieser schwierigen Überlieferung handelt es sich um die wichtigste biographische Quelle über Amo. In deutscher Übersetzung lautet sie:

Während er auf dieser Reise nach Axim an der Goldküste war, stattete er dem berühmten Herrn Anthonius Guilielmus Amo Guinea Afer, Doktor der Philosophie und der freien Künste Magister, einen Besuch ab. Er war ein Neger, der etwa 30 Jahre in Europa gelebt hatte. Er war im Jahre 1707 in Amsterdam und wurde dem Herzog von Braunschweig, Anthon Ulrich, geschenkt [holländisch: »vereert«], der ihn seinem Sohn Augustus Wilhelmus gab. Dieser ließ ihn in Halle und Wittenberg studieren, wo er im Jahre 1727 zum Doktor der Philosophie und Magister der Freien Künste promoviert wurde. Einige Zeit später verschied sein Meister; das machte ihn sehr schwermütig, und er beschloß, in sein Vaterland zurückzukehren. Er lebte dort als Eremit und hatte unter den Seinen den Ruf eines Wahrsagers. Er war verschiedener Sprachen mächtig: Hebräisch, Griechisch, Latein, Französisch, Hoch- und Niederdeutsch; er hatte große Kenntnisse in Astrologie und Astronomie und war ein großer Weissager; er war ungefähr 50 Jahre alt. Sein Vater und eine Schwester lebten noch und wohnten drei Tagereisen landeinwärts. Er hatte einen Bruder, der Sklave war in der Kolonie von Surinam. Später ist er von Axim fortgezogen und nahm in der Festung der Westindischen Com[pagnie] St. Sebastian in Chama Wohnung.²⁵

Über Amos Todesdatum und Begräbnis ist nichts bekannt. In Chama soll sich ein Grab befunden haben, dessen Stein seinen »deutschen« Namen Anton Wilhelm Amo getragen habe. Es wurde aufgelassen.²⁶

3. Amo im Urteil der Nachwelt

Mitte des 18. Jahrhunderts war Amo in Deutschland noch so bekannt, dass ihm ein Eintrag in Zedlers Universallexikon sicher war.²⁷ Drei Jahrzehnte später berichtete der Anthropologe Johann F. Blumenbach in einem naturhistorischen Traktat »Von den Negern« über Amo. Blumenbach referierte seinen akademischen Werdegang und seine Schriften. Ferner zitierte er aus den akademischen Würdigungen Amos. Blumenbach betrachtete ihn als lebendigen Beweis für seine These, dass schwarze Europäern intellektuell keineswegs nachständen, sondern auch in den Wissenschaften große Leistungen vollbracht hätten. Allerdings behauptete er, Amo sei als preußischer Hofrat nach Berlin berufen worden, wofür sich bis heute kein Beweis gefunden hat.²⁸

Blumenbach war eine Quelle von Henri Grégoires umfangreicher Würdigung Amos in seiner abolitionistischen Schrift »De la Littérature des Nègres« von 1808.²⁹ Vor allem aber war Grégoire

²⁵ Verhandelingen uitgegeven door het zeewusch genootschap der wetenschappen te Vlissingen 9 (1782), S. 19 f., zit. n. Firla (Anm. 16), S. 75.

²⁶ Brentjes (Anm. 15), S. 82.

²⁷ Amo (Anton Wilhelm), in Zedlers Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Supplement-Bd. 1, S. 696, <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&id=529732&bandnummer=s1&seitenzahl=0696&supplement=1&dateifformat=1%27> (30.10.2024).

²⁸ Johann Friedrich Blumenbach: Einige naturhistorische Bemerkungen bey Gelegenheit einer Schweizer Reise. Von den Negern, in: Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte 4 (1787), Teil 3, S. 1–12, hier S. 9 f.

²⁹ Henri Grégoire: De la littérature des nègres, ou Recherches sur leurs facultés intellectuelles, leurs qualités morales et leur littérature : suivies de notices sur la vie et les ouvrages des nègres qui se sont distingués dans les sciences, les lettres et les arts, Paris 1808.

¹⁸ Wöchentliche Hällischen Frage- und Anzeigungs-Nachrichten, 28.11.1729. Demnach habe Amo u.a. nicht nur behandelt, »daß der Mohren ihr König bey dem Römischen Kayser ehemem zu Lehen gegangen und jeder von denselben ein Königs=Patent/welches auch Justinianus ausgetheilet/hohlen müssen; sondern auch vornehmlich dieses untersucht/wie weit den von Christen erkaufften Mohren in Europa ihre Freyheit oder Dienstbarkeit denen üblichen Rechten nach sich erstrecke«, zit. nach Brentjes (Anm. 15), S. 38. Vgl. Firla (Anm. 16), S. 60–63.

¹⁹ Deutsche Übersetzung bei Brentjes (Anm. 15), 88–104, abweichende Interpretation bei Firla (Anm. 16), S. 61–63.

²⁰ Faksimile der Laudationes bei Brentjes (Anm. 15), nach S. 68, deutsche Übersetzung ebenda, S. 105–108.

²¹ Faksimile des Vermerks v. 16.4.1734, ebenda, nach S. 47.

²² Faksimile des Deckblatts, ebenda, Interpretation bei Firla (Anm. 16), S. 63–65.

²³ Brentjes (Anm. 15), S. 62, 66; Firla (Anm. 16), S. 65 f.

²⁴ Vollständig zitiert bei Smith/Menn (Anm. 14), S. 38.

wohl der Erste, der Winkelmanns Nachruf auf Gallandat nachwies und verwendete.³⁰ Aus dieser Quelle dürften seine biographischen Kenntnisse stammen, die hier erstmals überliefert wurden: Amo sei in »Guinea« geboren, im sehr jungen Alter 1707 nach Amsterdam mitgenommen und Herzog Anton-Urich geschenkt (»donné«) worden, der ihn seinem Sohn August Wilhelm übergeben habe. Dieser habe Amo in Halle und Wittenberg studieren lassen.

In Halle – das konnte Grégoire bei Blumenbach nachlesen – habe Amo 1729 seine Schrift »De jure Maurorum« verteidigt und veröffentlicht. Grégoire beschrieb Amo mit Winkelmann als umfassend gelehrt und polyglott. In Wittenberg habe Amo Philosophie gelehrt und 1734 eine Dissertation über die menschlichen Sinnesorgane und Empfindungen vorgelegt. Grégoire übernahm von Blumenbach auch die Behauptung, Amo sei preußischer Hofrat geworden.

Wiederum ein gutes Jahrhundert später stieß der Hallenser Bibliothekar Wolfram Suchier auf die Universitätsakten des inzwischen vergessenen Amo und dokumentierte diesen Fall eines »Mohr[en] als Student und Privatdozent der Philosophie«³¹ in einem Aufsatz von 1916. Suchier trug in einem weiteren Beitrag seine Vermutung vor, Amo sei als kleines Kind von Piraten gekidnappt und nach Europa verkauft worden.³²

1958 veröffentlichte Herbert Lochner einen Artikel über Amo, in dem er erstmals aus dem Taufregister der Wolfenbütteler Schlosskirche, den Kammerrechnungen des Wolfenbütteler Hofes sowie Winkelmanns Nachruf in voller Länge zitierte.³³ Dieser Beitrag wurde dem ghanaischen Präsidenten Kwame Nkrumah zugeschickt, der großes Interesse an Amo bekundet hatte.³⁴ Denn Nkrumah entstammte, wie möglicherweise auch Amo³⁵, der zu den Akan-Völkern gehörenden Sprachgruppe der Nzema. Ferner schien hier ein Schwarzer Gelehrter als früherer Gewährsmann für Nkrumahs Projekt eines sozialistischen Panafrika dienen zu können, wie die Amo gewidmeten Passagen von Nkrumahs Autobiographie von 1957 zeigen.³⁶

Nkrumahs Begeisterung für Amo führte zu einer Vereinbarung mit der Regierung der DDR bzw. der Universität Halle-Wittenberg über die Herausgabe der in lateinischer Sprache abgefassten Schriften Amos in deutscher und englischer Übersetzung. An ihr sollte auf ghanaischer Seite der Nkrumah treu ergebene Historiker William Abraham mitwirken. Auf deutscher Seite war der Hallenser Orientalist Burchard Brentjes Projektbearbeiter. Auf einen an ihn gerichteten Brief Nkrumahs hin reiste er 1964 nach Accra und übergab Abraham Material³⁷, das dieser in einem kurz darauf erschienenen Aufsatz verwendete.³⁸ Abrahams Schrift war die erste englisch-

sprachige Zusammenfassung des Forschungsstands, preschte aber mit unbelegten Behauptungen vor.³⁹

Weder Nkrumah (in seinem Brief an Brentjes) noch Abraham hielten Amo für einen Sklaven. Für die These, er sei als Sklave verschleppt worden, spreche allein die im Nachruf auf Gallandat wiedergegebene Behauptung, ein Bruder Amos sei Sklave in Surinam, so dass ein gleichartiges Schicksal für Amo anzunehmen sei. Dies hielt Abraham für unwahr, ohne allerdings den Gegenbeweis antreten zu können. Er ging davon aus, dass Amo von einer christlich-afrikanischen Familie zur Predigerausbildung nach Amsterdam geschickt worden sei.⁴⁰

Nkrumah wurde 1966 gestürzt, so dass sich das Amo-Editionsprojekt und wohl auch eine von Brentjes geplante Amo-Biografie verzögerten. Das Buch erschien 1976.

Brentjes schrieb hier erstmals, Amo sei als Sklave nach Europa gekommen, allerdings recht vage und ohne großen Nachdruck.⁴¹ Ich vermute, dass diese These weniger in der Sache als in der SED-konformen Anlage des Buches begründet liegt, das um den Gegensatz von Sklaverei und sozialistischem Fortschritt zentriert ist. So endet das umfangreiche Kapitel Brentjes' über die »Geißel des Sklavenhandels« mit einer pathetischen Anklage der kapitalistischen Westmächte, namentlich Englands und Frankreichs.⁴² Nur am Rande erwähnt der Verfasser den Sklavenhandel der brandenburgischen Kurfürsten, obwohl Brentjes die einschlägige Edition sicher kannte, in der diese Geschäftspraktiken eindeutig verurteilt wurden.⁴³

Auf dem Vorsatzblatt des Buches ist eine zeitgenössische Karte Westafrikas abgedruckt, das hintere Vorsatz zeigt das Faksimile einer zeitgenössischen Abbildung des »Sklaven-Schiffs«, seinerzeit gedacht als Anleitung für die möglichst platzsparende Unterbringung der »schwarzen Ware« auf der oft tödlichen Reise über den Atlantik. Diese Bebilderung legt die Vorstellung nahe, Amos Weg nach Europa habe demjenigen der Plantagensklaven geglichen, die damals von Westafrika in die verschiedenen Teile Mittel- und Nordamerikas verschleppt wurden. Am Schluss seiner Darstellung heißt es bei Brentjes:

A. W. Amo bewies in der Zeit offener Sklaverei seiner Rassegenossen die großen Fähigkeiten afrikanischer Menschen, die in nichts den Europäern oder Asiaten nachstehen.

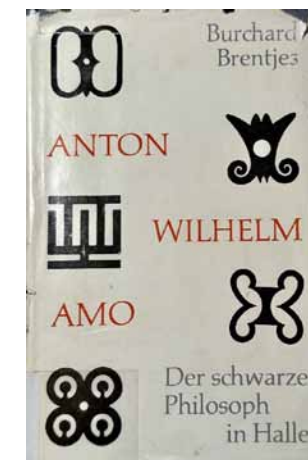


Abbildung 1: Ein verzögertes Standardwerk: Burchard Brentjes: Anton Wilhelm Amo. Der schwarze Philosoph in Halle, Leipzig 1976, Bucheinband

39 So soll Amo die Ritterakademie in Wolfenbüttel besucht haben, den Universalgelehrten Leibniz getroffen haben, nur weil dieser sich zur selben Zeit wie er am Wolfenbütteler Hof aufhielt, an der Universität Helmstedt studiert haben etc.

40 Abraham (Anm. 38), S. 63 f.

41 Brentjes (Anm. 15), S. 30.

42 Ebenda, S. 27.

43 »Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm errichtete 1681 eine afrikanische Compagnie, wie auch ein Fort auf dem Vorgebirge der drei Spitzen; allein der Deutsche mag sich freuen, dass er durch König Friedrich Wilhelm I. des schwarzen Menschenhandels überhoben wurde. Dieser Monarch verkaufte seine amerikanischen [gemeint sind »afrikanischen«] Besitzungen 1720 an die Holländer.« Brentjes (Anm. 16), S. 22, vgl. auch die Erwähnung der »Brandenburger« in einem Nebensatz, S. 16. Vgl. aber Richard Schück (Hg.): Die Kolonial-Politik unter dem Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern (1647–1721), 2 Bände, Leipzig 1889, hier Bd. 1, S. 331–333.

30 Ebenda, Anm. 1, S. 202.

31 Wolfram Suchier: A. W. Amo. Ein Mohr als Student und Privatdozent der Philosophie in Halle, Wittenberg und Jena 1772/40, in: *Akademische Rundschau*. Zeitschrift für das Hochschulwesen und die akademischen Berufsstände 4 (1916), H. 9/10, S. 441–448.

32 Derselbe: Weiteres über den Mohren Amo, in: *Altsachsen*. Zeitschrift des Altsachsenbundes für Heimatschutz und Heimatkunde 1918, H. 1/2, S. 7–9.

33 Norbert Lochner: Anton Wilhelm Amo. Ein Gelehrter aus Ghana im Deutschland des 18. Jahrhunderts, in: *Übersee-Rundschau* (Hamburg) 10 (1958), S. 22–31; engl. Übersetzung in *Transactions of the Historical Society of Ghana* 3 (1958), S. 169–179.

34 Schreiben Kwame Nkrumahs an Burchard Brentjes, 14.5.1964, in: Brentjes (Anm. 15), S. 75–79, hier S. 78.

35 Ebenda, S. 82; Firla (Anm. 16), S. 59.

36 Kwame Nkrumah: *The Autobiography of Kwame Nkrumah*, London 1957, dt. *Schwarze Fanfare. Meine Lebensgeschichte*, München 1958, hier S. 173 f.

37 Firla (Anm. 16), Anm. 2, S. 86, die hier ein Telefonat mit Brentjes (1929–2012) im Mai 2002 wiedergibt.

38 William E. Abraham: *The Life and Times of Anton Wilhelm Amo*, in: *Transactions of the Historical Society of Ghana* 7 (1964), S. 60–81. Firlas (Anm. 16), S. 80, Angabe, Abrahams Beitrag habe keine Seitenzählung, ist unzutreffend.

Zugleich wird an seinem Leben deutlich, dass seine Erfolge nur möglich wurden, da er sich den fortschrittlichsten Kreisen anschloss und diese sich seiner annahm. Nur im Kampf gegen die reaktionären Strömungen seiner Zeit und als entschiedener Vertreter des Fortschritts wurde er zu dem »Anton Wilhelma Amo Afer ab Aximo in Guinea«, als den ihn am 17. April 1734 sein Lehrer und Freund Martin Gotthelf Loescher in seiner [...] Schlussansprache zur öffentlichen Verteidigung seiner Dissertation feierte.⁴⁴

Brentjes widersprach seinem ghanaischen Kollegen und Konkurrenten:

Gegen die naheliegende Annahme, Amo sei Sklave gewesen, führte W. E. Abraham an, dass von anderen Sklaven nur die christlichen Taufnamen bekannt seien. Abraham vermutet, Amo sei als freier Sohn einer zum Christentum übergetretenen Familie nach Europa gesandt worden, um als Prediger ausgebildet zu werden. Er hat dabei allerdings außeracht gelassen, dass Amos Bruder Sklave in Surinam war, dass Amo als Geschenk nach Wolfenbüttel kam und dass er als Sohn einer christlichen Familie nicht mehr der Taufe bedurft hätte.⁴⁵

Mit seinen beiden letzten Hinweisen hat Brentjes zweifellos recht: Amo kam als Geschenk an den fürstlichen Hof, und eine doppelte Taufe ist schlecht vorstellbar. Weniger gesichert ist die Versklavung von Amos Bruder.

In den letzten Jahren ist die Amo-Literatur erheblich angewachsen. Die These, er sei ein Sklave am Wolfenbütteler Hof gewesen, hat sich verfestigt. Monika Firla kritisiert diesen Trend kurzerhand als »beliebte Fiktion ohne Nachweis«. ⁴⁶ Jedenfalls bezüglich der Nachweise hat sie recht, wie einige Beispiele zeigen:

- a. Der kamerunische Politikwissenschaftler Jacob Mabe, Vorsitzender der Anton-Wilhelm-Amo-Gesellschaft, schreibt: »Anton Wilhelm Amo [...] fiel [...] in frühem Alter dem am Golf von Guinea getriebenen Sklavenhandel zum Opfer und musste für immer ohne Eltern und nahe Verwandten aufwachsen.«⁴⁷ Belege fehlen. Dagegen entbehrt Mabe zufolge die Schenkung Amos an Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel »jeglicher Grundlage«⁴⁸, obwohl sie quellenmäßig belegt ist.
- b. Der Literaturwissenschaftler Ottmar Ette schreibt: »[D]er um die Wende zum 18. Jahrhundert im heutigen Ghana [...] und zunächst in seiner Heimat aufgewachsene Junge war seinen Eltern entrissen und versklavt worden, wonach er wohl im Jahre 1704 von der holländischen West-Indischen Kompanie nach Amsterdam verbracht wurde, ein Weg, der ihn mit großer Wahrscheinlichkeit an Bord eines holländischen Sklaven- oder Handelsschiffes zunächst in die Karibik (wo sein Bruder später als Sklave in der Kolonie Surinam arbeiten musste) und von dort aus dann in den Westen Europas führte. Ein ungewöhnlicher Weg? Nicht für die Unzahl an Opfern des europäischen *Slave Trade* über den *Black Atlantic*.«⁴⁹

44 Brentjes (Anm. 15), S. 74 f.

45 Ebenda, S. 30.

46 Monika Firla: Zum ewigen Glück des menschlichen Geistes. Anton Wilhelm Amo – der Namensgeber des Platzes vor dem Arbeitsgericht, in: *Blättele Stuttgart-West* 10/2024, S. 17 f., zit. S 17.

47 Jacob E. Mabe: Anton Wilhelm Amo interkulturell gelesen, Nordhausen 2007, S. 11.

48 Ebenda, S. 14.

49 Ottmar Ette: Anton Wilhelm Amo. Philosophieren ohne festen Wohnsitz. Eine Philosophie der Aufklärung zwischen Europa und Afrika, Berlin 2014, S. 14 f.

Woher Ette diese Kenntnisse vom Amos Biografie bezieht, ist das Geheimnis des Verfassers. Auffällig ist auch seine Gleichordnung von Amos Schicksal mit demjenigen westafrikanischer Plantagensklaven mit Bezug auf die Surinam-Episode.

- c. Der Historiker Andreas Eckert, der an dieser Stelle Ette zitiert, vermutet, der Sklave Amo sei für seine adligen Herren ein »Versuchsobjekt« gewesen, an dem »die Bildungsfähigkeit ›des‹ Afrikaners erprobt werden sollte.«⁵⁰ Das mag so sein oder auch nicht.⁵¹ Amo jedenfalls habe die Chance genutzt, »dem Dunstkreis seiner unausgesprochenen (!) Sklaverei« zu entkommen.⁵²

4. Frühneuzeitlicher Sklavenhandel

Sklaverei hatte es im Mittelmeerraum schon lange vor dem Eintreffen der Europäer auf dem afrikanischen Kontinent gegeben, und sie endete nicht mit der Antike. Betroffen waren im Mittelalter u.a. der Balkan und das Schwarzmeergebiet, wo Angehörige der Turkvölker als Militärsklaven für Ägypten rekrutiert wurden, aber auch West- und Nordeuropa, wo muslimische Seeräuber Weiße verschleppten und vorzugsweise in Nordafrika verkauften.⁵³ Das Osmanische Reich versklavte Afrikaner und verkaufte sie im eigenen Herrschaftsgebiet. Kein Wunder, dass der »Mohr«, der etymologisch auf Mauretania zurückführt, im Europa der Frühen Neuzeit gefürchtet war.⁵⁴ Ihn mit einer StraÙe zu ehren, wie es in Berlin geschah, war ein Bruch mit dieser Tradition.

Einer der Afrikaner, die auf diesem Weg nach Konstantinopel kam, war der im heutigen Kamerun geborene Abram Petrovitsch Gannibal (Hanibal), der ein paar Jahre vor Amo geboren wurde (vermutlich 1696), im Auftrag des russischen Zaren Peter I. gekauft wurde und es in zarischen Diensten bis zum General und adligen Grundbesitzer brachte.⁵⁵ Hanibal ist als Urgroßvater des bedeutenden russischen Schriftstellers Alexander Puschkin (1799–1837) in die Geschichte eingegangen.⁵⁶



Abbildung 2: Selbstporträt Alexander Puschkins, 1821, https://de.wikipedia.org/wiki/Alexander_Sergejewitsch_Puschkin#/media/Datei:Puschkin-selbst.jpg

50 Andreas Eckert: Geschichte der Sklaverei. Von der Antike bis ins 21. Jahrhundert, München 2021, S. 59.

51 Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Bewusstsein und Geschichte der Deutschen, Hamburg 1993, S. 309.

52 Wie Anm. 50.

53 Ebenda, S. 31–35.

54 Vgl. »Der Mohr« (Anm. 3).

55 Georg Leec: Abram Petrovich Gannibal, Tallin 1984 (russisch); Dieudonné Gnamankou: Abraham Hanibal: L'aieul noir de Pouchkine, Paris/Dakar 1998; Svetlana Boltovska: Abraham Hannibal. Wie ein Schwarzafrikaner in der Zeit des Sklavenhandels im Russischen Reich zum Adligen wurde, in: Copernico. Geschichte und kulturelles Erbe im östlichen Europa, 20.9.2001, <https://www.copernico.eu/de/themenbeitraege/abraham-hannibal-wie-ein-schwarzafrikaner-der-zeit-des-sklavenhandels-im-russischen-reich-zum-adligen-wurde> (15.11.2024). Ich danke Frau Dr. Boltovska, Mitarbeiterin des Museums Berlin-Karlshorst, für ihre Hilfe bei der Beschaffung von Quellen und Literatur über Abraham Hanibal.

56 Brentjes (Anm. 16), S. 31 f.



Abbildung 3: Karte Guineas aus dem Jahr 1725. Man beachte die Vielzahl von Festungen entlang der Goldküste (dem heutigen Ghana), https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/04/Guinea_map_1725.jpg

Interessanterweise wird über Hanibals Herkunft und Biografie eine intensive Debatte geführt, derjenigen um Amo vergleichbar. War Puschkins Vorfahre ein Schwarzer (wie die neuere Forschung mit gutem Grund argumentiert), oder kam er aus Abessinien? War er ein Sklave? Wurde er gekauft, oder kam er durch einen glücklichen Zufall, einer Entführung aus dem Serail des Sultans, nach St. Petersburg?⁵⁷

Westlich von Hanibals mutmaßlicher Heimat lag die Goldküste. Europäische Interessenten lockte anfänglich dieses Edelmetall, das in Westafrika in reicher Menge zu holen war, daher die Bezeichnung. Sklaven waren ursprünglich ein »Nebenprodukt« des Goldhandels, weil die Schiffe mit diesem kostbaren Gut nicht kostendeckend gefüllt werden konnten. Sklaven wurden zur lukrativen Hauptware, als die Handelsinteressen der Europäer ihren eigenen Erdteil mit Afrika und Amerika verbanden, also den Dreieckshandel in Gang setzten.⁵⁸ Die Portugiesen gingen hierbei voran, vor allem beim Anbau von Zuckerrohr in Brasilien (ab etwa 1550) und in der Karibik (ab etwa 1600). Plantagenzucker war der anfängliche Treibstoff des Dreieckshandels, Schwarze Sklaven waren sein Schmiermittel.⁵⁹ Seit Beginn des 17. Jahrhunderts stieg die Zahl der aus Westafrika verschleppten Afrikaner sprunghaft an.

Die Portugiesen waren auch die Ersten, die Handelsstützpunkte anlegten, um den Handel rationell abwickeln zu können. Die erste dieser Faktoreien entstand 1445 auf der Insel Arguin vor der mauretanischen Küste. 1482 folgte an der Küste des heutigen Ghana São Jorge da Mina, die spätere Festung Elmina. Weitere portugiesische Forts entstanden unter anderen auf der Karibikinsel São

57 Die Antipoden sind u.a. die in Anm. 55 genannten Leec (Abessinien, Entführung) und Gnamankou (Kamerun, Kauf). Zur Debatte vgl. Catharine Theimer Nepomnyashchy/Nicole Svobodny/Ludmilla A. Trigos: *Under the Sky of My Africa*. Alexander Pushkin and Blackness, Chicago 2006.

58 James Walvin: *Atlas of Slavery*, Oxfordshire/New York 2014, S. 36–41.

59 Klassisch, auch für das Konzept der Verflechtungsgeschichte, ist Sidney W. Mintz: *Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History*, Harmondsworth usw. 1986.

Thomé (später St. Thomas), in Axim, Anton W. Amos Geburtsregion, und bei dem heutigen Ort Shama (Forte de São Sebastião/Fort San Sebastian), wo Amo dem Vernehmen nach starb. Die europäischen Festungen waren Stützpunkte eines merkantilistischen Frühkapitalismus. Geld, nicht Land stand im Mittelpunkt des wirtschaftlich-politischen Handelns. Die Forts waren Zeichen europäischer Macht, militärische Verteidigungsanlagen, Warenlager, Wohnungen für Mitarbeiter der Handelskompanien, oft auch Verwaltungszentren – und Gefängnisse für Sklaven, die über den Atlantik transportiert werden sollten.⁶⁰

Der Aufbau und die Unterhaltung der Fortifikationen wäre ohne die Unterstützung »afrikanischer Potentaten« (Häuptlinge, meist »Caboceers« oder ähnlich genannt) nicht möglich gewesen.⁶¹ Von ihnen kauften beziehungsweise liehen die Europäer das befestigte Gebiet, Arbeiter für den Festungsbau, zeitweise auch Soldaten – und Sklaven. Afrikanische Eliten waren ein integraler Bestandteil des europäischen Sklavenhandels. Dessen Umfang hing wesentlich vom Grad der politischen Zentralisierung ab. An der Goldküste dominierten kleinere Gemeinwesen, die untereinander in lockerer, häufig auch feindlicher Verbindung standen. Die Ankunft der reichen Europäer wirkte meist konfliktverschärfend, weil die Handelskompanien indigene Verbündete benötigten und durch Verträge an sich zu binden suchten.

Den europäischen Konkurrenten der Portugiesen blieb nicht verborgen, dass mit Sklaven und Kolonialwaren viel Geld zu verdienen war. Daher erwuchs dem Königreich schnell Konkurrenz durch andere Handelskompanien, die nach ihrem Vorbild Faktoreien und Festungen an der Goldküste oder auf vorgelagerten Inseln errichteten. An dieser etwa 500 Kilometer langen Küste drängte sich bald »die größte Konzentration europäischer Festungen außerhalb Europas« zusammen, von großen Strukturen, deren Richtung Meer gerichtete Kanonen vor allem europäische Konkurrenten treffen sollten, bis zu kleinen Außenposten, die im deutschen Sprachgebrauch, ihrer Hauptaufgabe als temporäre Kerker entsprechend, als »Negereien« bezeichnet wurden. Kaum eine dieser Befestigungen blieb im Besitz der ursprünglichen Erbauer; die allermeisten wechselten teils mehrfach den Besitzer durch militärische Eroberung oder Verkauf.

Nach den Portugiesen, die sie aus dem Markt drängten, waren die Generalstaaten der Niederlande die beherrschende Macht an der Gold- und Sklavenküste des damaligen Guinea. Sie eroberten zwischen 1637 und 1642 die portugiesischen Festungen Elmina, Axim und São Sebastião und nahmen für sich ein Handelsmonopol in Anspruch. Sie verfügten über ein ausgefeiltes Finanzsystem und eine leistungsfähige Marine. Holländisches Knowhow wurde im »Goldenen Zeitalter« der Niederlande an den Westatlantik und nach Asien exportiert.⁶²

An der Goldküste rief die Niederlage der Portugiesen Nachahmer auf den Plan, darunter Dänen, Engländer und Brandenburger. Der Große Kurfürst rechtfertigte sein ehrgeiziges Unternehmen einer eigenen Handelsgesellschaft mit dem Ehrenpunkt. Vorrangig waren aber wirtschaftliche Interessen des armen und durch den Dreißigjährigen Krieg zusätzlich in Mitleidenschaft gezogenen Territoriums. Friedrich Wilhelm, der (wie Peter der Große von Russland) die Niederlande aus eigener Erfahrung kannte und bewunderte, zog hierzu den niederländischen Reeder Benjamin Raule heran.⁶³

60 John Kwado Osei-Tutu/Victoria Ellen Smith: Introduction: Interpreting West Africa's Forts and Castles, in: Dies. (Hg.): *Shadows of Empire in West Africa. New Perspectives on European Fortifications*, Basingstoke 2018, S. 1–31, hier S. 2 f.

61 Das Zitat ebenda, S. 3, vgl. Christina Brauner: *Kompanien, Könige und caboceers. Interkulturelle Diplomatie an Gold- und Sklavenküste im 17. und 18. Jahrhundert*, Köln/Weimar/Wien 2015.

62 Ebenda, S. 41–51. Zur Festungskonzentration vgl. Osei-Tutu/Smith (Anm. 60), S. 2 (Zitat).

63 Adam Jones: Introduction, in: Ders.: *Brandenburg Sources for West African History 1680–1700*, Stuttgart 1985, S. 1–11.

Schon 1680 segelten die Schiffe »Wappen von Brandenburg« und »Morian« vom ostpreußischen Pillau ab, um an der Goldküste Sklaven für die Kanarischen Inseln und sechs Afrikaner für die kurfürstliche Armee zu kaufen.⁶⁴ Jeder wisse indes, versicherte der bestens vernetzte Raule seinem Auftraggeber, »dass der Sklavenhandel die Source des Reichtums ist, den die Spanier aus ihren Indien [Amerika] holen, und dass derselbe mit ihnen den Reichtum teilet, der die Sklaven anzuschaffen weiß. Wer weiß, wieviel Millionen Bargeld die niederländische westindische Kompagnie aus dieser Sklavenlieferung an sich gebracht!«⁶⁵

Raule sollte die Brandenburger Marine aufbauen und eine brandenburgische Handelskompanie nach dem Vorbild der niederländischen WIC gründen. So geschah es 1682 in der ostfriesischen Hafenstadt Emden. Sie lag vorteilhaft nahe den holländischen Handelszentren, was »guten Zugang zu den für den Handel mit Afrika benötigten Waren« verhiess. Außerdem beschäftigte die Brandenburgisch-Afrikanische Compagnie (BAC, später Brandenburgisch-Afrikanische-Amerikanische Compagnie, BAAC, genannt) zahlreiche Männer aus der niederländischen Republik.⁶⁶

Die BAC unterhielt mehrere Befestigungen an der Goldküste. Am bekanntesten wurde das Anfang 1683 offiziell gegründete Fort Groß-Friedrichsburg oberhalb des Kaps der Drei Spitzen.⁶⁷ Spätere Generationen haben diese Festung zur »Kolonie« erklärt. Der Schweizer Historiker Roberto Zaugg hat indes darauf hingewiesen, dass die alltäglichen Beziehungen zwischen Brandenburgern und Afrikanern in diesem Gebiet »viel stärker von Zusammenarbeit als von einseitiger Herrschaft« geprägt gewesen seien. Die BAC schloss schriftliche Verträge mit den Schwarzen, aber nicht um ihre politische Herrschaft zu befestigen, sondern »um die Ansprüche Brandenburg-Preußens gegenüber seinen niederländischen Rivalen zu untermauern.«⁶⁸

Die BAC kaufte ihre »schwarze Ware«, genauso wie andere europäische Händler, vorzugsweise am Umschlagplatz Ouidah (englisch Whydah) an der an die Goldküste anschließenden Sklavenküste.⁶⁹ Diese Bezeichnung verdankte sie wesentlich dem Wirken militarisierter Königreiche, die Sklavenhandel betrieben. Dahomey kaufte früh europäische Feuerwaffen und nutzte sie zur kriegerischen Expansion an die Küste (seit Anfang des 18. Jahrhunderts).⁷⁰ Die kürzlich von Frankreich der Republik Benin zurückerstatteten Holztüren des Königspalasts, eine künstlerische Arbeit aus dem 19. Jahrhundert (s. Abb. 4), erinnern plastisch an diese Zeit afrikanisch-europäischer Zusammenarbeit.

Brandenburgische (ab 1701 brandenburgisch-preußische) Schiffe fuhren überwiegend auf die von Dänen okkupierte Karibikinsel St. Thomas, weil die Spanier dem deutschen Konkurrenten den Verkauf von Sklaven auf ihren eigenen Besitzungen erschwerten oder ganz untersagten.⁷¹

Die bekannten Tagebuchaufzeichnungen des Chirurgen und Schiffsarztes Johann Peter Oettinger geben Aufschluss über die Durchführung der brandenburgischen Sklaventransporte. Er

64 Nils Brübach: »Seefahrt und Handel sind die fürnembsten Säulen eines Estats«. Brandenburg-Preußen und der transatlantische Sklavenhandel im 17. und 18. Jahrhundert, in: Rüdiger Zoller (Hg.): Amerikaner wider Willen. Beiträge zur Sklaverei in Lateinamerika und ihren Folgen 32 (2019), S. 11–42, hier S. 14.

65 Raule an den Kurfürsten, 26.10.1685, zit. n. Schück (Anm. 43), S. 192.

66 Brübach (Anm. 64), S. 35

67 Ulrich van der Heyden: Rote Adler an Afrikas Küste. Die brandenburgisch-preußische Kolonie Großfriedrichsburg in Westafrika, Berlin 2001.

68 Roberto Zaugg: Großfriedrichsburg, the First German Colony in Africa? Brandenburg-Prussia, Atlantic Entanglements and National Memory, in: Kwado/Smith (Anm. 60), S. 33–73, zit. S. 41.

69 Jones (Anm. 63), S. 6.

70 Brauner (Anm. 61), S. 51–54.

71 Van der Heyden (Anm. 67), S. 46–50.

nahm 1693 an einer solchen Fahrt der Fregatte »Kurfürst Friedrich Wilhelm« nach Westindien teil.⁷² Die Gefangenen wurden wie Vieh gebrandmarkt, sodann zusammengekettet und unter Deck geschafft. Der längste und gefährlichste Teil der Reise war die wochenlange Fahrt über den Westatlantik. Erhebliche Teile der Sklavenschiffe sanken. Diejenigen, die in Amerika eintrafen, hatten teils deutlich weniger Gefangene an Bord, als eingeschifft worden waren. Zwar waren die Todesraten der Brandenburger Transporte nicht so abenteuerlich hoch wie bei den Dänen (40 Prozent) und Briten (23 Prozent)⁷³, aber auch auf Schiffen unter dem Roten Adler kamen um zehn Prozent der Versklavten durch Krankheiten, Hunger und Durst ums Leben, nicht gezählt diejenigen, die (wie von Oettinger bezeugt) nach Aufstandsversuchen erschossen oder kielgeholt worden waren.

Der Historiker Nils Brübach zieht folgende Zahlenbilanz:

Insgesamt sind 52 Fahrten auf der Dreiecksroute unter brandenburg[isch]-preußischer Flagge nachweisbar. Etwas mehr als 18 000 Afrikaner wurden hierbei als Sklaven in die neue Welt gebracht. Zwei Drittel von diesen wurden nach St. Thomas geliefert, rund 52 Prozent davon verkauften die Brandenburger von hier auf die umliegenden Inseln.«⁷⁴ Jüngere Berechnungen gehen sogar von rund 23 000 Sklaven aus, die von der BAC/BAAC in Westafrika verschifft wurden, und rund 19 000 in Amerika verkauften Schwarzen.⁷⁵

Im Unterschied zu den großen Kolonialmächten belieferte das kleine Brandenburg keine eigenen überseeischen Territorien, sondern machte beim Sklavenhandel Geschäfte mit Plantagenbesitzern, vorzugsweise mit Spaniern und Niederländern. Eine wirtschaftliche Bilanz lässt sich kaum ziehen. Einige Fahrten erbrachten Renditen von 20 Prozent, andere mussten wegen Schiffsverlusten etc. abgeschrieben werden.⁷⁶ Jedenfalls blieben die Ergebnisse deutlich hinter den hochgespannten Erwartungen zurück. Der Handel lief bis 1717 weiter, dann wurde er eingestellt und die BAAC an die Niederlande verkauft.⁷⁷

72 Ebenda, S. 55–58.

73 Brübach (Anm. 64), S. 39

74 Ebenda, S. 42.

75 Zaugg (Anm. 68), Anm. 34, S. 58.

76 Brübach (Anm. 64), S. 40.

77 Ebenda, S. 41 f.; Van der Heyden (Anm. 67), S. 79 f.



Abbildung 4: Holztür des Königspalasts von Dahomey, Ende des 19. Jahrhunderts, [https://fr.wikipedia.org/wiki/Portes_du_palais_royal_d%27Abomey#/media/Fichier:Porte_du_palais_royal_d%27Abomey-N%C2%B0_71.1893.45.5-Mus%C3%A9_du_Quai_Branly_\(1\).jpg](https://fr.wikipedia.org/wiki/Portes_du_palais_royal_d%27Abomey#/media/Fichier:Porte_du_palais_royal_d%27Abomey-N%C2%B0_71.1893.45.5-Mus%C3%A9_du_Quai_Branly_(1).jpg)

Der Dreieckshandel war jedenfalls für Benjamin Raule so lukrativ, dass er sich schon kurz nach der Gründung der BAC, 1685, auf dem von ihm gekauften Gut Rosenfelde ein Schloss errichten ließ. Eineinhalb Jahrzehnte später fiel Raule wegen finanzieller Unregelmäßigkeiten in Ungnade. Das erweiterte nunmehrige Schloss Friedrichsfelde diente unter anderem einem Bruder Friedrichs des Großen, Prinz Ferdinand, als Wohnsitz. Später zog die gut geschiedene Tochter des russischen Generalfeldmarschalls Peter August Herzog von Holstein-Beck, Katharina (1750–1811), dort ein.⁷⁸ Holstein-Beck war bis 1753 Gouverneur von Estland mit Sitz in Reval (Dorpat) gewesen. Dort hatte er heftige Konflikte mit dem Oberbefehlshaber der Festung Reval gehabt, eben jenem General Abram Petrovitsch Hanibal, von dem vorn schon die Rede war.⁷⁹

Die Bezirksverordneten von Berlin-Mitte haben ihre Umbenennungsforderung damit begründet, Amo sei »mit der Geschichte des Straßennamens verbunden«. Soweit sich diese Verbindung auf die tatsächliche Person und nicht auf seine Eigenschaft als »Mohr« bezieht, ist sie kaum vorhanden, auch nicht durch den von Brentjes schamhaft verschwiegenen Sklavenhandel Brandenburg-Preußens, der zwar Diener, Soldaten und Militärmusiker nach Berlin brachte, aber keine Sklaven im eigentlichen Sinn. Friedrichsfelde ist hingegen durch Raule und die Familie Holstein-Beck gleich zweimal mit der Sklaverei verbunden, enger und konkreter jedenfalls als die »M.-Straße«. Heute umgibt der Ost-Berliner Tierpark Schloss Friedrichsfelde. Sollte man ihn nach Anton W. Amo umbenennen? Auf diese Idee ist bisher noch niemand gekommen. Sachlich wäre sie nicht abwegig, politisch ein Fehlgriff sondergleichen.

5. Zwischen verflochtener Geschichte und erfundenen Traditionen

5.1 Erfundene Traditionen

Die europäischen Kolonialmächte erinnerten sich im 19. Jahrhundert an ihre ersten überseeischen Gehversuche und erfanden Traditionen eines vermeintlich bis in die frühe Neuzeit zurückreichenden nationalstaatlichen Kolonialismus. Deutschland machte hiervon keine Ausnahme. Groß-Friedrichsburg wurde zur ersten preußisch-deutschen »Kolonie« auf afrikanischem Boden stilisiert. Die »Eingeborenen« erschienen in solchen Rückprojektionen als passive Untergebene, die sich den überlegenen Weißen bereitwillig unterwarfen, teils auch als unberührte Jungfrauen, die sich den starken Männern aus dem Norden zur geistig-ideellen Befruchtung hingaben.⁸⁰

Im 20. Jahrhundert wirkte auch der westliche Spielfilm als Traditionsstifter. Alfred Hitchcocks Meisterwerk »To Catch a Thief« (dt. »Über den Dächern von Nizza«) inszenierte 1955 ein Kostümfest im Stil des Rokoko, bei dem ein als stummer Schwarzer Diener verkleideter weißer Protagonist die ebenfalls weiße weibliche Hauptfigur, gespielt von Grace Kelly, mit einem stilisierten Palmwedel beschirmt. Ursprünglich waren sogar noch mehr Mohren vorgesehen.

Mit der Realität des 15. bis 18. Jahrhunderts hatte diese rassistische Populärkultur wenig zu tun. Vor allem blendete sie aus, dass die indigenen Eliten im Umgang mit den Weißen eigene Interessen verfolgt hatten und durchaus handlungsmächtig gewesen waren. Wer wen instrumentalisierte, die Europäer die Afrikaner oder umgekehrt, war an den Küsten Guineas oft nicht zu unterscheiden.⁸¹

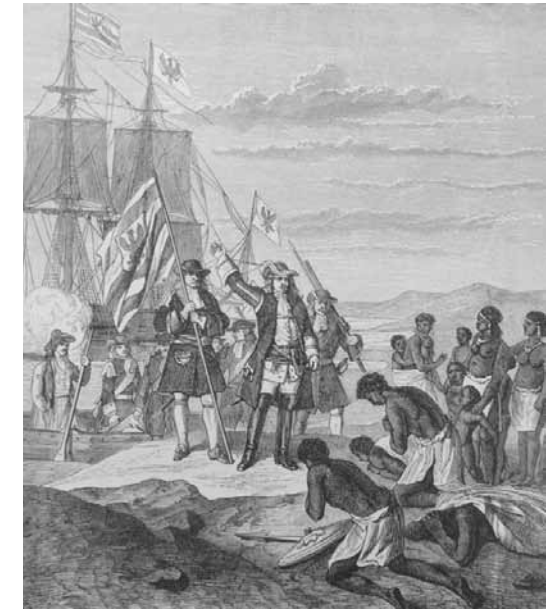
78 Theodor Fontane: Friedrichsfelde, in: Ders.: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd. 4 (Spreeland), hier nach der Online-Ausgabe in <https://www.textlog.de/41604.html> (15.9.2024).

79 Leec (Anm. 55), S. 128–143.

80 Zaugg (Anm. 68), S. 45–52.

81 Berühmt geworden ist der überaus selbstbewusste Akan-»Handelsprinz« Jan Conny, von dem Groß-Friedrichsburg seit der Wende zum 18. Jahrhundert abhing, vgl. Zaugg (Anm. 68), S. 44 f.

Abbildung 5: Unterwürfige »Eingeborene« begrüßen den brandenburgischen Helden: So stellte man sich Ende des 19. Jahrhunderts die Ankunft des Gründers der kurfürstlichen Festung Groß-Friedrichsburg, Otto-Friedrich von der Gröben, 1682 an der Goldküste vor. Zeichnung von Ludwig Burger, in: Schorers Familienblatt 8 (1885), H. 9, S. 137, hier aus Zaugg (Anm. 68), S. 61.



Auch ist die Nation, entgegen der in Anträgen zur Umbenennung der Mohrenstraße vorherrschenden Perspektive auf die »brandenburg-preußische Kolonialzeit« und das »nationale Ansehen« Berlins⁸² keine geeignete Bezugsgröße der historischen Interpretation. Die Festungsbesetzungen waren häufig eine bunte Mischung von Männern aus aller Herren Länder, unter denen die Nationalität der besitzenden Handelskompanien vertreten war, aber nicht zwangsläufig dominierte. So bestand die Besetzung von Groß-Friedrichsburg

Abbildung 6: Francie Stevens (Grace Kelly) und ihr vorgeblich schwarzer Diener. Filmstill aus »To catch a thief« (Alfred Hitchcock, 1955), <https://i0.wp.com/frockflicks.com/wp-content/uploads/2018/08/to-catch-a-thief-movie-screenshots-10814.jpg?w=800&ssl=1>



Abbildung 7: Entwurfszeichnungen zur Kostümfest-Szene, <https://i0.wp.com/frockflicks.com/wp-content/uploads/2018/08/040100020-l.jpg?w=474&ssl=1>

Abbildung 8: Dto., <https://i0.wp.com/frockflicks.com/wp-content/uploads/2018/08/040100018-l.jpg?w=477&ssl=1>



82 Antrag der SPD-Fraktion in der Bezirksverordnetenversammlung Mitte zur Errichtung eines »Lern- und Erinnerungsortes« in der »M.-Straße« v. 9.10.2018.

83 Beschluss der Bezirksverordnetenversammlung »Anton Wilhelm Amo Straße jetzt« (Anm. 1).

1712 aus rund 20 Personen, darunter acht Holländer (auch der »Generaldirektor« der Festung war Holländer), drei Schwarze Soldaten, die offenbar von holländischen Vätern abstammten, ein Franzose, drei Personen, die aus vormaligen portugiesischen Besitzungen in Brasilien und Indien an die Goldküste gekommen waren, und immerhin sechs »Deutsche«, darunter aus »Brandenburg-Preußen« ein Kanonier und ein einfacher Soldat – beide mit holländischen Wurzeln.⁸⁴ Die eigentliche Arbeit mussten zahlreiche »Festungssklaven« verrichten, die außerhalb untergebracht und in den Personallisten nicht verzeichnet waren, denn sie galten juristisch als Sachen, nicht als Personen.

Jenseits der unzweifelhaft brandenburgischen Herkunft der BAC/BAAC kann von einem »deutschen« Unternehmen nur bedingt die Rede sein. Es handelte sich um ein europäisch-afrikanisches Gemeinschaftswerk, an dem auf nördlicher Seite vor allem Holländer beteiligt waren. Das mindert selbstverständlich nicht die moralische Verantwortung der Europäer, in diesem Fall der Preußen, für den Sklavenhandel, mahnt aber zur Vorsicht vor Anachronismen.

Roberto Zaugg hat am Beispiel von Groß-Friedrichsburg die subkutane Fortschreibung kolonialer Denkmuster im postkolonialen Diskurs der Gegenwart herausgearbeitet:

Heute herrscht [...] allgemein die Tendenz vor, Großfriedrichsburg mit dem Sklaven-geschäft in Verbindung zu bringen. [...] Insofern ist Großfriedrichsburg zu einem Symbol für die deutsche Beteiligung an dieser »Schande für die Menschheit« geworden. [...] Interessanterweise sind selbst die kritischen Erinnerungen an Großfriedrichsburg von heute (zumindest teilweise) mit den konzeptionellen Rahmen des Kolonialdiskurses des 19. Jahrhunderts verbunden. Die alte triumphale Rhetorik wurde zwar durch strenge moralische Urteile ersetzt, aber die Idee von Großfriedrichsburg als »deutsch« und als »Kolonie« wird häufig wiederholt. Darüber hinaus wird der Gründungsort der Festung in der imaginären Genealogie des deutschen Kolonialismus oft bestätigt. Die Auffassung, die alte Festung sei vor allem als »Denkmal der deutsch-afrikanischen Beziehungen« zu betrachten, ist tief im modernen deutschen kulturellen Gedächtnis verankert. [...] Obwohl die Festung viel länger im Besitz der Holländer als der Brandenburger und Preußens war, scheint sie für holländische Touristen nicht von besonderem Interesse und auch für Afroamerikaner nicht besonders attraktiv zu sein. Bezeichnenderweise sind die meisten Touristen Deutsche, welche die Spuren »ihrer« Geschichte entdecken wollen.⁸⁵

Zauggs methodische Schlussfolgerung, die Geschichte solcher Bauwerke sei nicht als »geteilte« deutsch-afrikanische Geschichte, sondern als transkulturelle Beziehungsgeschichte zu schreiben, lässt sich ohne Weiteres auf den Sklavenhandel und die Rolle Amos im kollektiven Gedächtnis der Gegenwart übertragen. Auch hier dominieren Schwarz-Weiß-Kontraste und »strenge moralische Urteile«, wogegen Zwischentöne im Erinnerungspolitischen Streit nicht gern gehört werden. Geschichten gelten vielfach schon dadurch als legitim, dass sie gut erzählt sind. Das vielbeschworene »Vetorecht der Quelle« wird reihenweise ignoriert.⁸⁶

84 Zaugg (Anm. 68), S. 38 f.

85 Ebenda, S. 52 f.

86 Reinhart Koselleck: Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: Ders. /Wolfgang J. Mommsen/Jörn Rüsen (Hg.): Objektivität und Parteilichkeit, München 1977, S. 45 f., vgl. Stefan Jordan: Vetorecht der Quellen, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.02.2010, DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.570.v1>. Die »narrative Triftigkeit« setzt die Respektierung dieses »Vetorechts« voraus, vgl. Jörn Rüsen: Historische Vernunft. Grundzüge einer Historik 1: Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft, Göttingen 1983, S. 82–84. Daher kann »Erzählung« nicht gegen »Wissenschaft« ausgespielt werden.

5.2 Den Namen sagen – was sagt der Name?

Auf den ersten Blick spricht einiges für die Versklavung Amos. In den Dreieckshandel wurden wie selbstverständlich auch Kinder einbezogen.⁸⁷ Die Brandenburger machten hiervon keine Ausnahme. Auch scheint die Verschenkung des jungen Amos dafür zu sprechen, dass er zuvor im Eigentum der WIC war und in dasjenige der Wolfenbütteler Fürsten wechselte. Die Dinge liegen jedoch komplizierter.

Der Name eines Menschen soll ihn oder sie bezeichnen. Trotz der Häufigkeit eines Vornamens soll die Person unverwechselbar sein. Der verbreitete Vorname »Amo« ist Teil eines in den Akan-Sprachen der früheren Goldküste bis heute bestehenden Namenssystems, das diese identifizierende Funktion erfüllt, aber die Identifizierung eines historischen Namensträgers sehr erschwert.⁸⁸

Burchard Brentjes besuchte bei einer Reise nach Ghana 1975 ein Dorf, das beanspruchte, Amos Herkunftsgemeinschaft zu sein. Dort wurde ihm eine Genealogie Amos in der landesüblichen matrilinearen Folge vorgelegt, der zufolge die Familie ursprünglich aus der Gegend von Elmina nach Axim zugewandert war. Der spätere Gelehrte, einer von sechs »Armoos« in der Liste, sei laut der Erklärung des örtlichen Häuptlings im siebten Glied von einer Mutter namens »Armoo N'ta« geboren worden und habe seinerseits vier Kinder gezeugt. Das erscheint wenig wahrscheinlich.

Die Genealogie führt aber auch eine »Annobah« auf, die an einen Weißen verheiratet wurde und weggegangen sei; ihre Spur habe sich verloren.⁸⁹ Möglicherweise war diese Person eine Tante des Knaben, die nach mündlicher Überlieferung in Amsterdam gelebt habe. Brentjes hebt hervor, es sei »[m]öglich« sei, dass Amo

von seiner Mutter zu deren Schwestern nach Amsterdam geschickt worden [sei], um ausgebildet zu werden. Zugleich habe die Stellung des Jungen als Geisel den Abschluss eines Handelsvertrags des »Löwenstammes« von Nkubeam mit der Holländisch-Westindischen Gesellschaft besiegelt. Dies könnte die noch ungelöste Frage beantworten, woher denn der nach Europa verschlagene Amo 1747 gewusst hat, wo sein Heimatdorf und seine Familie zu finden waren. Aus einigen Beobachtungen geht hervor, dass auch die Häuptlingsfamilie von Axim Anspruch auf die Verwandtschaft mit Anton Wilhelm Amo erhebt.⁹⁰

Der Verfasser scheint nicht zu merken, dass diese Darstellung seiner eigenen These von der Versklavung Amos widerspricht. Die Tatsache, dass er den Widerspruch nicht annotiert, lässt den Schluss zu, dass er der zweiten Deutung mehr Glauben schenkte, dies aber im geschlossenen System der DDR-Geschichtswissenschaft nicht schreiben durfte oder wollte.

Monika Firla hält Brentjes' Darlegung jedenfalls für hochplausibel, weil sie dem häufig beschwiegenen Erscheinungsbild der Kollaboration zwischen Afrikanern und Europäern entspricht. Letztere

handelte[n] in jener Zeit an der Goldküste in schönstem Einvernehmen und auf gleichberechtigter Basis mit den afrikanischen Fürsten und Adligen [...]. Die Übergabe von Geiseln (Söhne, Neffen afrikanischer Adliger und Könige) war in jener Zeit an der Goldküste allgemein üblich [...]. All diese Details lassen somit keinen Zweifel an der von

87 Van der Heyden (Anm. 67), S. 51.

88 Ich danke Professor Dr. Stephen Menn (Humboldt-Universität zu Berlin) für seine freundliche Erläuterung zum ghanaischen Namenssystem in seiner schriftlichen Auskunft v. 28.11.2024.

89 Brentjes (Anm. 15), S. 82 f., hier S. 83.

90 Ebenda, S. 83 f.

Brentjes aufgezeichneten oralen Tradition zu Amos Weg ins Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Rahmen afrikanisch-europäischer Handelsbeziehungen.⁹¹

Hier steht der ökonomische Transfer zwischen Afrika und Europa im Vordergrund, also ein Aspekt von »verflochtener Geschichte«. Indes haben die Historiker Stephen Menn und Justin H. Smith maliziös angemerkt, Firla verwechsle möglicherweise »die Vorliebe des deutschen Adels für Afrikaner als Prestigeobjekte, sozusagen ihren Afrikanismus, mit dem Glauben an die volle politische und moralische Gleichheit der Afrikaner.«⁹² Zugleich konzedieren sie, dass Amos Handlungsspielräume am Wolfenbütteler Hof beträchtlich gewesen seien, was ihn zur Ausnahme von der üblichen Stigmatisierung und Herabsetzung Schwarzer Menschen in Europa machte – allerdings einer Ausnahme unter anderen:

In dieser Hinsicht war Amo zwar eine außergewöhnliche Persönlichkeit, aber sein eigener Lebensweg ist auch ein Muster, dem andere angesehene Afrikaner im frühneuzeitlichen Europa auf unterschiedliche Weise folgten: nicht zuletzt Angelo Soliman (ca. 1721–1796), der prominente Wiener Freimaurer, geboren als Mmadi Make in der Region des heutigen Nordost-Nigeria oder Nordkamerun, und Avram Petrovich Gannibal (1696–1781), der Patensohn von Peter dem Großen und prominente russische Militäringenieur, der ursprünglich als Geschenk für den Zaren auf einem Sklavenmarkt in Konstantinopel erworben wurde.⁹³



Abbildung 8: Franz Krüger, »Parade Unter den Linden« (1839), Ausschnitt. Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg Gemäldesammlung

Im Berlin und Potsdam des 19. Jahrhunderts lebte von etwa 1835 bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1843 ein aus dem Sudan stammender Schwarzer, der auf den Namen »Alexander Anastasius Achmet Feryallah« getauft war. Dieser Knabe war dem Vernehmen nach »aus der Sklaverei freigekauft«, aber frei war er deshalb noch lange nicht. »Achmed« diente vermutlich dem Preußenprinz Carl als Diener. Der Maler Franz Krüger stellte ihn in seinem Monumentalgemälde »Parade Unter den Linden« (1839) dar, angetan mit den Insignien eines fröhlich umherspringenden Muselmanen, die damals europaweit in Mode waren.

Dieses Beispiel bestätigt rückblickend die These Menns und Smiths, dass es

im rechtlichen Kontext des frühneuzeitlichen Deutschlands keine offizielle Kategorie von Sklaven gab, zu der Amo hätte gehören können, und daher auch keine Möglichkeit der Freilassung. [...] Amo hatte keine Rechte im Sinne der unveräußerlichen Rechte eines Bürgers, aber in dieser Hinsicht war er in einer Position, die mit der der Untertanen von Herrschern in den nicht-republikanischen Staaten der Antike vergleichbar war, und

91 Firla (Anm. 15), S. 59.

92 Menn/Smith (Anm. 14), S. 6

93 Ebenda, S. 7.

mächtigen frühneuzeitlichen Sklaven oder ehemaligen Sklaven wie den Janitscharen der Türkei oder Mamelucken in Ägypten, deren Schicksal vollständig den Launen des Herrschers unterworfen war: Sie waren in diesem Sinne Sklaven des Sultans, stiegen aber auch in hohe Ränge auf, wurden oft verehrt und geehrt und hatten beträchtliche Freiheit, ihren Willen durchzusetzen, um ihr eigenes Schicksal zu gestalten.⁹⁴

Menn und Smith vermuten, dass Christian Bodel

Amo direkt nach Wolfenbüttel zum Herzog brachte, als Ergebnis einer vorherigen Vereinbarung mit ihm, und dass es ursprünglich nicht beabsichtigt war, wie manchmal angenommen wurde, dass Amo in Holland bleiben sollte, entweder als Diener oder als Theologiestudent, um später nach Deutschland geschickt zu werden, sobald dieser ursprüngliche Plan aus irgendeinem Grund gescheitert war.⁹⁵

Demnach wäre Brentjes' und Firlas Annahme, Amo sei im Rahmen eines Geschäfts mit der WIC als Geisel zu seiner Tante nach Amsterdam gekommen, zwar nicht ausgeschlossen, aber weniger wahrscheinlich.

Diesbezüglich ist der Fall seines russischen Wahlverwandten Hanibal aufschlussreich. Einer deutschsprachigen Biografie von Puschkins Vorfahren aus der Feder eines seiner Nachkommen ist zu entnehmen, Hanibal sei der Sohn eines Königs aus Äthiopien oder Eritrea gewesen, der von osmanischen Geschäftspartnern als Geisel verlangt und von den Frauen des polygamen Herrschers an diese ausgeliefert worden sei, um die Versorgung ihrer eigenen Nachkommen sicherzustellen. Ein von Zar Peter I. beauftragter Fernhändler habe sodann Hanibal und seinen Bruder praktisch aus der Obhut/Haft des Sultans gestohlen und dem russischen Autokraten in Moskau übergeben.⁹⁶

Um die Frage von Hanibals Herkunft wird, wie schon angedeutet, eine Kontroverse geführt, die Grundfragen von »Blackness« und Handlungsfähigkeit berührt. Interessant ist nun, a) dass Amo schon zu seinen Lebzeiten gelegentlich mit Hanibal verwechselt wurde, dessen Ruf als Festungsingenieur weit über die russischen Grenzen ausstrahlte⁹⁷, und b) die lange für authentisch gehaltene »Äthiopien-These« bezweifelt wird. Es spricht viel für die kamerunische Herkunft des späteren Generals, was als solches nicht ausschließt, dass der fast gleichaltrige Hanibal wie möglicherweise auch Amo als Geisel dienen musste. Eindeutige Quellen belegen indes, dass a) der Junge für den Zaren gekauft wurde, b) er als »Affe« verunglimpft wurde und die spätere Bezeichnung der verschleppten Brüder als »Araps« dieselbe diskriminierende Semantik enthielt wie »Neger« im deutschen Sprachraum.⁹⁸

Könnte es sein, dass die Brentjes von Amos angeblichen Nachkommen erzählte Geschichte über seine Rolle als WIC-Geisel einer Verwechslung mit Hanibal entsprang? Dass es womöglich

94 Ebenda, S. 7.

95 Ebenda, S. 15.

96 Leec (Anm. 55), S. 7–15.

97 Menn/Smith (Anm. 14), S. 20–23.

98 »Dieses Schreiben wird Eurer Exzellenz mit meinem Diener Andrei Georgiev zugehen, den ich zusammen mit drei jungen Affen schicke.« S. L. L. Vladislavich-Raguzinsky an F. A. Golovin, 21.4.1704; »Herr Sava Vladislavich hat mir mitgeteilt, dass Euer Gnaden ihm befohlen haben, zwei Araber zu kaufen. Und auf Euren Befehl, mein Herr, kaufte er, Sava, zwei Araber, und ich ließ sie und seinen Mann Sava zu Euer Gnaden, mein Herr, durch das Land von Mutian ziehen und gab ihnen eine Reiseliste, um ihnen Wagen von Kiew nach Moskau zu geben.« Brief des russischen Botschafters in Konstantinopel, P. A. Tolstoi, an den Leiter des Botschaftsordens, F. A. Golovin, 22.7.1704, beides in ОБ «АРАПЕ ПЕТРА ВЕЛИКОГО». Материалы для биографии А. П. Ганнибалы, https://drevlit.ru/docs/russia/XVIII/1700-1720/Gannibal_A_P/material_bogr.php (28.11.2024, Übersetzung aus dem Russischen).

eine Erzähltradition dieser Art gab, die gewissermaßen als Deutungsfigur zur Verfügung stand, um die ungleich weniger ehrenvolle Rolle als Sklave der Europäer zu überspielen und umzudeuten? Das zu erforschen wäre Aufgabe einer Rezeptionsstudie zur Sklaverei, die methodisch ebenfalls den Prinzipien einer »verflochtenen Geschichte« folgen könnte.

Eine augenfällige, bislang unbeachtete Parallele zwischen Avram Petrovich Gannibal und Anton Wilhelm Amo ist der Gebrauch ihres Namens. Amo wurde, wie gesehen, auf die Vornamen seiner Paten getauft, wie es an den Fürstenhöfen üblich war. Seit seiner Dissertation 1734 führte er aus eigenem Entschluss seinen heimischen Vornamen als Nachnamen, ergänzt um die Angabe »Afrikaner aus Axim in Guinea«. Das gewachsene Selbstbewusstsein des jungen Philosophen ist nicht zu übersehen. Erwuchs es aber aus dem dank Amos Anschluss an »entschiedene Vertreter des Fortschritts« erreichten akademischen Erfolge, wie Brentjes meint⁹⁹, oder gaben diese Amo allererst die Möglichkeit, seine afrikanische Herkunft selbstbewusst zu vertreten?

Avram Petrovich nannte sich erst spät »Ganibal«, Hanibal also, seltsamerweise mit einem *n*. Sein Biograph schrieb deutsch »Hannibal« und führte diese Selbstbezeichnung auf den Anspruch des ehrgeizigen Soldaten zurück, sich in die Nachkommenschaft des karthagischen Feldherrn zu stellen. Das kann sein, aber sichere Belege dafür gibt es nicht.

In beiden Fällen könnte der Wert, den Amo und Hanibal auf ihren Namen legten, aber auch auf ihre Herkunft aus höhergestellten afrikanischen Familien hindeuten, von der die beiden gegebenenfalls hätten wissen können. Somit schließt die Häufigkeit des Vornamens Amo in den Akan-Sprachen nicht aus, dass der spätere Anton Wilhelm einer der nicht ganz so vielen Amos war, die in die europäischen Annalen eingegangen sind.

5.3 Spross eines Kriegerkönigs oder Sklavenhändlers?

Im Februar 1684 schloss der in den Diensten der BAC stehende niederländische Kapitän Blonck einen Vertrag mit den Häuptlingen von Accada, einem Ort unweit der kürzlich gegründeten Festung Groß-Friedrichsburg.¹⁰⁰ Unterzeichner waren unter anderen ein »Amo« und ein »Amoa«. Bei dem genannten »Amo« könnte es sich zeitlich und räumlich (wegen der Nähe zu Axim) um einen Vorfahren von Anton Wilhelm Amo gehandelt haben. Aber das ist pure Spekulation.

Justin Smiths Forschungsergebnisse führen weiter. Sie sind allerdings nicht in den »Amos Leben und Werk« gewidmeten Abschnitt der Edition eingegangen, die er gemeinsam mit Stephen Menn herausgegeben hat, sondern einem Manuskript zu entnehmen, das Smith ins Netz gestellt hat.¹⁰¹ Der Autor hebt hervor, dass auch seine Ergebnisse Spekulation seien. Ob Amo Sklave oder Freier gewesen sei, lasse sich nicht mit Sicherheit klären. Jedoch spreche eine größere Wahrscheinlichkeit dafür, dass er der Sohn »eines mächtigen Sklavenhändlers oder eines noch mächtigeren Kriegerkönigs« gewesen sei.¹⁰² Das lässt aufhorchen.

Smiths Indizienkette beginnt bei einem vielgelesenen Reisebericht des Holländers Bosman über die Goldküste aus dem Jahr 1704, den auch die Historikerin Christina Brauner in ihrer Dissertation über »Kompanien, Könige und caboceers« an der Gold- und Sklavenküste des 16./17. Jahrhunderts zitiert hat.¹⁰³ Bosman handelt unter anderem ausführlich über die Komenda-Kriege, eine langwierige Auseinandersetzung zwischen der WIC und ihrer englischen Konkurrenz, der Royal African Company

⁹⁹ Brentjes (Anm. 15), S. 75.

¹⁰⁰ Vertrag mit 21 Cabisters von Groß-Friedrichsburg, 12.2.1684 (holländisch), in: Schück (Anm. 43), Bd. 2, S. 203 f. Englische Übersetzung bei Jones (Anm. 63), S. 80 f.

¹⁰¹ Smith (Anm. 12), hier Abschnitt 1 »The Life of Anton Wilhelm Amo«, S. 2–7.

¹⁰² Ebenda, S. 7.

¹⁰³ Brauner (Anm. 61), Anm. 281, S. 350.

(RAC), mitsamt ihren jeweiligen afrikanischen Verbündeten. Ein General namens Amo Takyi (»Ekki Tekki« in der Akan-Sprache) besiegte Bosman zufolge die der WIC feindlich gesonnenen Truppen:

Die Commenier [Komendaer] verdankten diesen Sieg ihrem General Amo-Tecki, einem Neger, der in seiner Tapferkeit seinem ermordeten König ebenbürtig war, wenn nicht sogar übertraf. Obwohl wir [die Niederländer, d. Vf.] bisher vollkommen neutral gewesen waren, sandte der Neger-General unserem Gouverneur eine höfliche Botschaft zusammen mit mehreren Schädeln seiner besiegten Feinde als Zeichen dafür, dass er beschlossen hatte, im Dienste der Holländer zu leben und zu sterben. Sein Bote wurde höflich empfangen und nach Danksagungen und Geschenken an den General entlassen.¹⁰⁴

Amo Takyi starb in einer späteren Schlacht, durch die sich das Blatt endgültig zu den Briten wendete. Sie setzten Takyj Kuma (»Tekkki Ankan«), der ursprünglich mit den Niederländern paktiert hatte, als König von Eguafio ein. Noch in einem englischsprachigen Geschichtswerk von 1760 wird Amo Takyis Tapferkeit hervorgehoben, der die »Seele und das Lebensprinzip seiner Armee« gewesen sei.¹⁰⁵

Smith hält es für möglich, dass der gefallene General Amo der Vater Anton Wilhelm Amos war. Der Vater hätte verfügen oder seine Familie könnte beschlossen haben, den Halbweisen zur Ausbildung in das Land zu schicken, für das sein Vater »zu leben und zu sterben« versprochen hatte – die Niederlande.

1732 deportierten die Generalstaaten einen gewissen Tekki in ihre südamerikanische Kolonie Surinam (heute Niederländisch-Guayana), weil dieser in der Gegend von Elmina als unliebsamer Wirtschaftskonkurrent und Störenfried aufgetreten war.¹⁰⁶ Dem Nachruf auf Kapitän Gallandat ist zu entnehmen, dass ein Bruder Amos, wohl nach seiner eigenen Ankunft in Europa, nach Surinam verschickt wurde, allerdings angeblich als Sklave. Amo traf 1747 in Axim ein und könnte über das Schicksal seines Bruders unzutreffend informiert worden sein, so dass er seinerseits Gallandat falsch informierte. Sollte es sich bei dem genannten Tekki um einen weiteren Sohn Amo Takyis gehandelt haben, wäre jedenfalls das für die Versklavung Anton Amos immer wieder angeführte Argument hinfällig, auch sein Bruder sei Sklave gewesen.

Die zweite von Smith ausgezogene Spur führt zu einem »Captain Amo«, den der britische Schiffskapitän und Sklavenhändler Thomas Phillip 1693 oder 1694 im Fort Sebastian getroffen haben will – Amos letztem Wohn- und mutmaßlichen Sterbeort. Auf Phillips Reisebericht wird in einem deutschen Reisebericht von 1748 eingegangen, demzufolge dieser »Captain Amo« ein Sklavenhändler gewesen sei.¹⁰⁷

Zwischen dem »Captain Amo« von 1694 und dem General Amo des späteren Komenda-Kriegs dürfte ggf. keine Personenidentität bestanden haben. Anton W. Amos Herkunft lässt sich also auch unter Verwendung bislang weniger beachteter Quellen nicht zweifelsfrei klären – sofern man überhaupt der Meinung ist, dass der Name zu Quellen führt, die Aufschlüsse über Herkunft und Handlungsweisen seines Trägers geben.

Hätte Smith recht, so wäre Amo der direkte Nachfahre entweder eines afrikanischen Feldherrn, der sich den Niederländern durch abgeschlagene Köpfe andiente, oder eines nicht weniger problematischen Handelspartners der WIC aus dem Fort Sebastian. Die 2020 postkolonial erweiterten

¹⁰⁴ Willem Bosman: *Nauwkeurige Beschryving van de Guinese Goud-, Tand- en Slave-kust*, Utrecht, 1704, S. 40. Übersetzung der englischen Übersetzung bei Smith (Anm. 12), S. 4.

¹⁰⁵ Übersetzung bei Smith (Anm. 12), S. 4.

¹⁰⁶ Harvey M. Feinberg: *Africans and Europeans in West Africa: Elminans and Dutchmen on the Gold Coast During the Eighteenth Century*, Philadelphia 1989, S. 122, nach Smith (Anm. 12), S. 5.

¹⁰⁷ Ebenda, S. 5 f.

Ausführungsbestimmungen zum Berliner Straßengesetz, die im Verwaltungsakt des Bezirksamts Mitte ausdrücklich zitiert werden, würden in diesem Fall die sofortige Umbenennung der Anton-Wilhelm-Amo-Straße nachgerade erzwingen. Denn dessen Vorfahren wären »Wegbereiter von [...] Sklaverei« gewesen und die Benennung nach Amo würde die Erinnerung an mit Sklaverei in Verbindung stehenden »Orten, Sachen, Ereignissen, Organisationen, Symbolen, Begriffen oder ähnlichem« wachhalten.¹⁰⁸

6. Schluss

Die Namensfrage ist möglicherweise Teil des Problems und nicht seiner Lösung. Das brennende Interesse der Zivilgesellschaft an der Vita Anton Wilhelm Amos ist jedenfalls erklärungsbedürftig. Es transportiert nicht unerhebliche Restbestände einer exotisierenden Sichtweise auf erfolgreiche Schwarze im Europa der Frühen Neuzeit, die nicht recht zur Austreibung des Kolonialismus aus dem Berliner Straßenbild passen will. Dieser Versuch, die Ambivalenz der »Mohrenstraße« durch die Ehrung eines vermeintlich eindeutig zu bewertenden Afrikaners zu beseitigen, ist mit Risiken verbunden. Was wäre, wenn Amo wirklich aus einer mit den Wirtschaftsinteressen der Niederlande oder Englands eng verbundenen Familie gekommen wäre, wie Brentjes andeutet und Firla als gesichert annimmt? Gilt auch in diesem Fall das Prinzip der historischen Sippenhaftung, das der Bezeichnung »Mohren« entgegengehalten wird? Wenn nicht, soll man allein Amos wissenschaftliche Leistungen würdigen? Sind sie aber so bedeutsam, dass sie als solche mit einem Straßennamen geehrt werden sollten? Oder geht es vor allem darum, dass Amo ein Schwarzer war? Hinzukommt, dass es entgegen der Behauptung der Antragsteller keinen örtlichen Bezug zwischen der »M.-Straße« und Amo gibt. Er wirkte größtenteils außerhalb Preußens und war höchstwahrscheinlich nie in Berlin. Zudem war Amo mit der WIC verbunden, deren Sklavenschiffe Amo nach Europa und zurück nach Afrika brachten. Die BAC spielte in seiner Lebensgeschichte nach bisherigem Kenntnisstand keine Rolle. Man sollte aus diesen Gründen auf die Vollziehung des Umbenennungsbeschlusses stillschweigend verzichten.

Der Streit um die »M.-Straße« lässt sich als Verflechtungsgeschichte zwischen Europa und Afrika seit der Frühen Neuzeit schreiben. Ein Teil dieser Geschichte ist die europäische Erfindung kolonialer Traditionen im 19. Jahrhundert und deren ungewollte Fortschreibung in der postkolonialen Kritik der Gegenwart. Jedenfalls ist es bedenklich, mögliche historische Belastungen des neuen Namensgebers Anton W. Amo durch die unbewiesene Behauptung zu überspielen, er sei als Sklave nach Europa verschleppt worden.

Es gibt Alternativen zur »A.-Straße«. Pffiffige Berliner haben die Mohrenstraße zeitweise zur »Möhrenstraße« umgewidmet. Die Politik könnte hier einmal Humor zeigen: Die Mohrenstraße wird nicht umbenannt, aber die Möhrenstraße stillschweigend akzeptiert. Ab und an erneuert irgendwer die ö-Punkte. Das wäre sogar eine kostengünstige Lösung für den aktuellen Konflikt zwischen Politik und Geschichte. Man sollte in diesem Fall der Tradition den Vortritt lassen, statt Traditionen zu erfinden.

*Professor Dr. Thomas Sandkühler
Stellv. Vorsitzender
des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865
Sandkuehler@DieGeschichteBerlins.de*

¹⁰⁸ § 5 Berliner Straßengesetz in Verbindung mit den Ausführungsvorschriften Benennung i.d.F. v. 1.12.2020, zit. n. Beschluss des Bezirksamts v. 23.3.2021 (Anm. 1), S. 2: »Umbenennungen sind nur zulässig [...] c) mit Bezug auf Kolonialismus, sofern die Straßen nach Wegbereitern und Verfechtern von Kolonialismus, Sklaverei und rassistisch-imperialistischen Ideologien oder nach in diesem Zusammenhang stehenden Orten, Sachen, Ereignissen, Organisationen, Symbolen, Begriffen oder ähnlichem benannt wurden.«

Die Architektur der »Großen Elektrisierung«

100 Jahre S-Bahn Berlin

Von Steffen Adam

Der »Großen Elektrisierung«, die mit der Eröffnung der Linie Berlin – Bernau am 8. August 1924 begann, folgten bis 1928 alle Ringbahn-, Stadt- und Vorortbahnen. Es wurde einer der nachhaltigsten Erfolge der Reichsbahn. Jetzt waren auf den elektrifizierten Linien mit weniger Personal, weniger Verschleiß und höherer Durchschnittsgeschwindigkeit Zugfolgen von 90 Sekunden erreichbar. Die Fahrgastzahlen stiegen stetig, teils rapide. 1930 wurde die Nahverkehrsbahn mit dem weißen »S« auf grünem Grund¹ endgültig zur S-Bahn. Für den gesamten Bahnverkehr, selbst beim Fernverkehr gilt heute der elektrische Betrieb als Standard. Strecken, die gegenwärtig noch nicht elektrifiziert sind, werden als merkwürdig »aus der Zeit gefallen« empfunden.

Sichtbarer Ausdruck der »Großen Elektrisierung« der Berliner Vorort-, Stadt- und Ringbahn ist ihre Architektur, geprägt durch das Wirken des Reichsbahnrates Richard Brademann (1884–1965).² Er schuf für die Bahnhöfe neue beziehungsweise grundlegend an den neuen, elektrischen Betrieb angepasste Gebäudetypen. Stellwerke wurden zuvor überwiegend bodennah errichtet, um die Steuerung für Signale und Weichen mittels Drahtzug zu vereinfachen. Die neue, überwiegend elektrisch betriebene Signaltechnik erlaubte, den Bedienraum horizontal über den Bahnanlagen anzuordnen und damit dem Personal einen Überblick über das zu steuernde Bahnareal zu ermöglichen. Ein weit auskragendes Vordach über den Fenstern eines Stellwerkraums sorgte für Abschattung. Der notwendige vertikale Sockel konnte sehr schmal gehalten werden, weil er im Grunde nur das Treppenhaus enthielt. Dadurch ließ sich der von Brademann weiterentwickelte Gebäudetyp Stellwerk an fast alle Gleisanlagen einpassen.

Schalt-, Umspann- oder Gleichrichterwerke waren für die Reichsbahn ein ganz neuer Gebäudetyp. Aus Größe und Gewicht der notwendigen Transformatoren, deren Kühlung, Steuerung, Wartung, möglicher Auswechslung, Anordnung der Stromleitungen vom Kraftwerk bis zur Einspeisung in die Stromschienen, konzipierte Richard Brademann einen Standard: Eine große Halle nimmt die Transformatoren freistehend auf. Auf



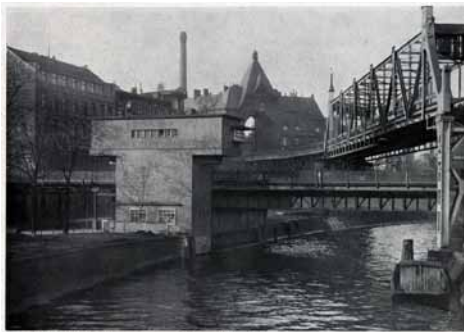
Richard Brademann (1884–1965).
Archiv Berliner S-Bahn-Museum



Abb. 1: Sichtbarer Ausdruck der »Großen Elektrisierung«: 1935 begegnen sich die Betriebsarten am Bahnhof Zoologischer Garten: S-Bahn 28/30 Typ Stadtbahn mit einer Lokomotive P8 Baureihe 38, Foto: Ewald Gnlika, Landesarchiv Berlin, F Rep. 290 (02) 0172556

¹ Signet von Fritz Rosen im Auftrag der Reichsbahndirektion, Einführung am 13. November 1930, siehe Mathias Hiller: 90 Jahre S-Bahnzeichen, in: Signal 5–6/2020, Seite 27–30.

² Susanne Dorst, Richard Brademann (1884–1965) – Architekt der Berliner S-Bahn, Diss. TU Berlin 2001, Fakultät I, Geisteswissenschaften.



Selbstverleichte für den Berliner Bahnhof, Berlin, von Trautwein, Kier und Leuchterfeld

Abb. 2: Der Schnittpunkt der fünf Verkehrsebenen in Berlin am Landwehrkanal, Gleisanlagen Anhalter Bahnhof und Gleisdreieck: Schifffahrt, Straße, S- und Fernbahn, Hoch- und U-Bahn, Luftverkehr. In: Hochbauten der Reichsbahndirektion Berlin von Reichsbahnrat Richard Brademann, 1928, Fotograf: unbekannt, Zentral- und Landesbibliothek Berlin

eracht und umgesetzt hatte.² Der Fahrgast muss möglichst schnell den Bahnhof verlassen können, damit die Unfallgefahr gesenkt wird. Als Beispiel wurde Brademanns Neubau des S-Bahnhofs Warschauer Brücke gewürdigt, dessen Zu- und Ausgänge klar getrennt waren. Der Zugang – und Übergang von der Hochbahn – lag zentral in der Eingangsfront. Die weiterführenden Gänge führten mittig auf die beiden Bahnsteige. Beide Ausgänge begannen seitlich an den Bahnsteigenden und endeten anliegend zur Eingangshalle.

Der S-Bahnhof Warschauer Straße, heute durch einen Neubau ersetzt, war aus einem weiteren Grund interessant. Brademann gestaltete das Hauptgebäude bewusst in einem abstrahierten Heimatstil



Abb. 7 | Schaltwerk Halensee / Anhalter, Richard Brademann, Berlin / Gesamtansicht
Ein Vordergrund des Gleichrichterwerks, dahinter das Schaltwerk und das Hochspannungsgitter

Abb. 3 und 4: Schalt- und Gleichrichterwerk Halensee am Bahnhof Berlin-Westkreuz in Blickrichtung auf den Funkturm und die ikonische Stellwarte darin. In: *Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau*, 1929, Heft 12, Seite 483 und 484



Abb. 10 | Schaltwerk Halensee / Schaltwarte

Schienen können diese zu einer Längsseite hin durch große Tore aus Stahlblech auf Lastwagen oder auf die Bahn verladen beziehungsweise angeliefert werden. Zur Belichtung über Reichhöhe ordnet Brademann Fenster an. Die Belüftung stellte er mit einer Reihe Schornsteine sicher. Als eine Ikone der modernen Elektrotechnik inszenierte Brademann die Steuer- bzw. Schalträume¹. Sie waren oft oval, horizontal fast stromlinienförmig gegliedert. Die Steuerpulte waren mittig, die Anzeigetafel entlang der Wand angeordnet. Der ganze Raum wurde indirekt von oben mit Tageslicht belichtet. Der gesamte Entwurf war einerseits vollkommen funktional und rational – aber er ging weit darüber hinaus. Es entstanden technische Sakralräume!

Bei der strukturellen Konzeption seiner Bahnhöfe folgte Richard Brademann dem Grundsatz, den schon der Architekt Paul Wittig für die Hoch- und U-Bahn erdacht

1 Richard Brademann: Schaltwerk Halensee der Reichsbahndirektion Berlin, in: *Zentralblatt der Bauverwaltung* Nr. 20, 1929, Seiten 313–320.
2 Paul Wittig: Die Architektur der Hoch- und U-Bahn in Berlin, Berlin, Zirkel Architektur-Verlag 1922.



Eingangsbereich Bahnhof Warschauer Straße, Berlin



Eingangsbereich Bibliothek Warschauer Straße, Berlin

Abb. 5 und Abb. 6: Bahnhof Warschauer Straße, Bauzeit 1922/24, als Beispiel der frühen Elektrifizierung, in: Hochbauten der Reichsbahndirektion Berlin von Reichsbahnrat Richard Brademann, 1928, Fotograf: unbekannt, Zentral- und Landesbibliothek Berlin

mit Apsis und zwei dorischen Säulen am Zugang. Darüber erhob sich ein großes Rundbogenfenster in gewaltigem Tympanon (vgl. Abb. 5, 6). Dies alles wurde kostensparend mit einem hellgrün durchgefärbten Rauputz versehen. Lediglich die »während des Betriebs schwer zugänglichen Teile der Untergeschosse und die Sockel der Pfeiler und der Ein- und Ausgänge waren mit rotbunten Klinkern der Ilse-Bergbau AG verblendet.«³ Der Neubau entstand 1922/24 während der Hyperinflation. Nach 1925 verschwand die Verwendung von Putz fast ganz aus dem Werk Richard Brademanns, außer bei Wohnbauten für Eisenbahner. Brademann setzte damals ganz auf den Ilse-Klinker als Sichtmauerwerk. Es waren die »Goldenen Zwanziger Jahre«, und die Reichsbahn war reich.

Backstein, Ziegel und Klinker⁴ schienen im 19. Jahrhundert das Material für Bauwerke rund um die Elektrizität zu sein. Schon Paul Tropp, Georg Kingenberg und Franz Schwechten⁵ errichteten Sichtmauerwerksbauten aus Ziegeln für die AEG. Das Kraftwerk Klingenberg wurde von Walter Klingenberg (eigentlich: Waltra Klingenberg) und Werner Issel mit Klinker verkleidet.⁶ Hans Heinrich Müller prägte mit seinen Abspannwerken⁷ das Gesicht der Stromversorgung der Berliner Haushalte. Gleichzeitig hatten die Baugewerkschulen in Norddeutschland den Ziegel und eine daraus entwickelte neogotisch expressionistische Stilauffassung propagiert. Fritz Schumacher, Baustadtrat von Hamburg, erließ die Vorgabe, Sichtmauerwerk für den gemeinnützigen Wohnungsbau zu verwenden, um seinen konservativen oder national gesinnten Kollegen die klassische Moderne schmackhaft zu machen.

Richard Brademann begründete seine Verwendung des Klinkers ausschließlich rational mit Beständigkeit und damit auf die Dauer geringen Betriebskosten. Das ist nur ein Aspekt. Brademann nutzte die baukünstlerischen Möglichkeiten, die im Klinkermauerwerk möglich sind, ornamen-

3 Zitat aus: Hochbauten der Reichsbahndirektion Berlin von Reichsbahnrat, Regierungs- und Baurat a.D. Richard Brademann. Sonderdruck aus den Zeitschriften *Neue Baukunst* und *Der Industriearchitekt*, Berlin-Schöneberg: Verlag Maximilian Maul um 1928, Seite 2, Sp. 1, 3. Absatz.
4 Ludwig Bohnstedt: *Über den Backsteinrohbau*, in: *Deutsche Bauzeitung*, Heft 4, Berlin, 1870, Seite 136–138.
5 L. Datterer: Die Berliner Elektrizitäts-Werke im Jahre 1902, in: *Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure*, 1902, Nr. 46, Seiten 181–189, 293–300.
6 Richard Atkinson: Neue Baukunst der Gegenwart, in: *Wasmuths Monatshefte für Baukunst*, 1928, Heft 12, Seite 184–185, 349–350.
Der Klinker in der modernen Architektur, in: *Baugewerks-Zeitung*, 1929, Heft 6, Seite 12 f.
7 *Die Bauwelt*, 80/1989, Seite 1739–1742.

tal mit expressiven Lisenen, Gesimsen, Zahnschnitten, Grenadierschichten und nicht zuletzt mit besonderen Mauerwerksverbänden und farbig strukturiert.⁸ Wie anderen Vertretern seiner Zunft und Gesinnung ging es Brademann, seit 1932 Mitglied der NSDAP, um eine Verschmelzung von zukunftsorientiertem Glauben an die Technik mit bodenständig nationalen Ansichten einer betont deutschen Architektur. Ganz deutlich unterschied Brademann den Wohnungsbau, traditionell mit Steildach, und den Verkehrs- und Industriebau, mit Kuben und flachgeneigtem Pultdach.

Mit diesem stilistischen Mittel entwarf Richard Brademann die Bahnhöfe für die Berliner S-Bahn als »Kathedralen« der modernen Verkehrstechnik. Noch im kleinsten und engsten Bauplatz zelebrierte Brademann die Eingangshalle. Immer basilikal mit Oberlichtkranz, in der Regel als Zentralraum, mal rund wie im S-Bahnhof Feuerbachstraße,⁹ mal rechteckig wie beim Bahnhof Eichkamp (heute Messe-Süd), mal siebeneckig wie beim S-Bahnhof Humboldthain, achteckig wie beim S-Bahnhof Berlin-Wannsee.¹⁰ Diese Eingangsräume mit ihren Zu- und Ausgängen zum Bahnsteig dienten dem Verkauf von Fahrkarten und Reisebedarf sowie der Bewirtung. Die Mitte ist ein vollkommen freier Durchgangsraum und gleichzeitig »Andachtsraum« eines zukunftsweisenden Nahverkehrs.

Um die Modernität zu mildern, setzte Brademann bewusst auf Fraktur als Beschriftung – zu einer Zeit, als die Reichsbahn selbst mit der Schriftart »Preußische IV 44 Ausgabe 3« in der Moderne angekommen war. Die Bahnhofs-Beschriftung wurde von 1935 an durch die in der NS-Zeit beliebte Schriftart Tannenbergs von Erich Meyer ersetzt,¹¹ die sich heute an vielen S-Bahnhöfen findet.

Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts errichtete die Reichsbahn auf Bahnsteigen im Freien einfache Satteldächer auf einer Doppelreihe gusseiserner Stützen. Mit der Neuen Sachlichkeit wurde das moderne »Schmetterlingsdach« Standard bei Neubauten von Bahnhöfen.¹² Die neue Dachform auf Y-Stützen war preiswerter in der Herstellung, günstiger im Tragverhalten und einfacher in der Entwässerung. Gestalterisch verstärkte dieses Dach die Dynamik des zukunftsweisenden Betriebssystems im Nahverkehr.



Abb. 7: Bahnhof Eichkamp, Foto: Manfred Uhlitz, 2024



Abb. 8: Halle des Bahnhofs Feuerbachstraße in Berlin-Steglitz, in: Susanne Dorst, Richard Brademann (1884–1965) Architekt der Berliner S-Bahn, Diss. TU Berlin 2001

⁸ Curt Behrendt: Backstein als Baumaterial, in: *Dekorative Kunst* XI, 1908, Seite 405–413.

⁹ Vgl. *Deutsches Bauwesen*, 1933, Seiten 18–20.

¹⁰ Richard Brademann: Das neue Empfangsgebäude des Bahnhofs Wannsee der Reichsbahndirektion Berlin, in: *Deutsche Bauzeitung* 62/1928, Seite 441–448.

¹¹ Rudolf Wolf: *Erich Meyer Offenbach*. In: *Gebrauchsgraphik*, Jg. 13, 1935, Heft 6, Seiten 38–43

¹² Sven Badura: *Alltäglicher Schutz vor Regen und Sonne: Bahnsteigdächer*. In: *Industriekultur*, Jg. 27, 94. Heft, Ausgabe 1/2021, Seite 28

Die Erschließungstreppe der S-Bahn sind bis heute »Hohe Schule« der Baukunst. Sie nutzen jeden Vorteil des Geländes, der Vorgaben aus dem Lichtraumprofil und sind trotzdem für den Reisenden ausreichend breit und bequem. Ein besonders gelungenes Beispiel findet sich im S-Bahnhof Schöneberg als Verbindung von Wannsee- zur Ringbahn von den Architekten Carl-Heinz Schwenneke und Erich Zimmermann.¹³ Vergleicht man dies mit modernen Lösungen am Bahnhof Süd- oder Ostkreuz, dienen die deutlich überdimensionierten Hallen als Marktplatz – mit Bahnanschluss.

Angesichts dieser aktuellen Bahnhofsbauten erscheint das Werk von Richard Brademann bis heute hoch rational, angemessen in der Abwägung zwischen Funktion und Repräsentation und in jeder Hinsicht klassisch-modern. Seine Bahnbauten für die »Große Elektrisierung« sind würdige Zeugnisse für hundert Jahre S-Bahn Berlin.

Dipl.-Ing. Steffen Adam
Architekt und Bauhistoriker
Mail: Adam-architekt@gmx.de

Rezensionen

Joachim Bahlcke, Roland Gehrke (Hrsg.), Die Tagebücher des preußischen Hof- und Staatsbeamten Rudolf Graf von Stillfried-Alcántara 1827 bis 1882. Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Quellen, Band 75,1. Berlin: Duncker & Humblot 2023 (5 Teilbände), 3 980 Seiten, 76 Abbildungen, 399,90 €.

Auf den ersten Blick könnte man sich in Anbetracht der umfangreichen Edition fragen, was die Herausgabe von Tagebüchern eines heute nur noch in Fachkreisen geläufigen Hof- und Staatsbeamten in dieser Opulenz und Ausführlichkeit rechtfertigte. Tatsächlich war deren Verfasser jedoch über vier Jahrzehnte hindurch eine der zentralen Figuren am preußischen Königshof. Allein die Aufzählung seiner Ämter und Funktionen, die vom Oberzeremonienmeister, Leiter des königlichen Hausarchivs, Vorstand des Heroldsamtes und Mitglied der Generalsordenskommission bis zum Verfasser beziehungsweise Herausgeber zahlreicher Publikationen sowie Berater zweier Monarchen zu historisch-dynastischen Fragen reicht, lässt erahnen, welcher immense Quellenwert den persönlichen Aufzeichnungen des Grafen Rudolf von Stillfried-Alcántara innewohnt.

Der einem böhmisch-schlesischen Adelsgeschlecht entstammende Katholik besuchte unter anderen die Ritterakademie in Liegnitz und strebte nach dem in Koblenz absolvierten Abitur zunächst eine Ausbildung an der Berliner Bauakademie an, studierte dann jedoch auf Wunsch seines Vaters Rechtswissenschaften in Breslau. Nach seiner ersten Heirat – zwei weitere sollten nach dem jeweils frühen Ableben der Ehefrauen folgen – lernte er im Sommer 1830 den preußischen Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm IV. kennen, der ihm in Schloss Fischbach im Hirschberger Tal (in der Einleitung irrtümlicherweise dessen jüngerem Bruder Wilhelm zugeordnet, tatsächlich aber im Vorjahr von deren beider Onkel erworben, S. 43) vorgestellt wurde: »So verflocht sich allmählich [sic] mein Leben mit folgenreichen Beziehungen am königlichen Hofe«. Tatsächlich trafen hierbei zwei Seelenverwandte aufeinander, die ein ausgeprägtes Interesse für geschichtliche Zusammenhänge teilten, das wiederum die Grundlage für die nach dem Regierungsantritt des Monarchen 1840 einsetzende Karriere Stillfrieds bildete und sich unter dem Nachfolger Wilhelm I. fortsetzte. Dass sich Stillfried selbst zeitweilig eher als Gelehrter und Wissenschaftler (»mehr homme de lettres als homme de cour«, S. 81) verstand, wurde dabei geschätzt und gefördert.

Die mit einem autobiografischen Rückblick beginnenden Tagebücher, deren fortlaufendes Diarium 1849 einsetzt und erst kurz vor Stillfrieds Tod endet, umfassen im Original 32 Bände, von denen sich 28 im Besitz der Nachfahren, drei im Geheimen Staatsarchiv und einer in der

¹³ Albert Massenbergs in: *Der Stahlbau* 11 (1933) 14. Beilage zur Zeitschrift: *Die Bautechnik*, Seite S.105–110.

Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin befinden. Der für ihre Transkription, Erschließung und Kommentierung erforderlichen 13-jährigen Editionsarbeit unter der Leitung von Professor Joachim Bahlcke (Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Stuttgart) ist größte Hochachtung zu zollen, galt es doch eine ungeheure Vielzahl an Personen- und Ortsnamen zu entziffern und zuzuordnen. Deren umfangreiche Register stellen zugleich den eigentlichen Schlüssel zu Stillfrieds Niederschriften dar und werden künftig Ansatzpunkte für unterschiedlichste Forschungen bilden, indem sie unter anderem veranschaulichen, wer sich in den jeweiligen gesellschaftlichen Milieus damals zu welchem Zeitpunkt und Anlass getroffen hat, wer miteinander bekannt, befreundet oder verfeindet war und in welcher Form vom Verfasser charakterisiert wurde. Unter den etlichen ihm bekannten Protagonisten waren auch die damaligen Vorsitzenden des Vereins für die Geschichte Berlins, dem Stillfried seit seiner Gründung 1865 bis zu seinem Lebensende angehörte.

Die Tagebücher spiegeln zugleich ein ausgesprochen rastloses und arbeitsreiches Dasein, das – charakteristisch für den aristokratischen Lebensstil jener Zeit – von ständigen Ortswechseln und einer permanenten Vermengung privater und offizieller Angelegenheiten gekennzeichnet war. Reizvoller und leichter lesbar werden die Schilderungen, wenn sie beispielsweise seine im Mai 1858 als »Minister-Commissar« einsetzende Begleitung der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen von Berlin über London nach Lissabon beschreiben, wo ihre Vermählung mit dem portugiesischen König Pedro V. stattfand. In solchen Passagen wird Stillfried geradezu zum Reiseschriftsteller, der mit wachem Auge und Gespür für Details anschauliche Stimmungsbilder erschafft, denen kleinere Missgeschicke oder Unstimmigkeiten im Ablauf oftmals eine unterhaltensame Würze verleihen. Dass er in Folge dieser Mission zum portugiesischen Granden mit dem Titel eines Grafen von Alcántara ernannt wurde, sorgte in heimatlichen Hofkreisen bisweilen für Belustigung, was Stillfried nicht verborgen blieb, ihn aber nicht sonderlich pikierte, sollte er doch drei Jahre später nach der erfolgreichen Vorbereitung der Krönung Wilhelms I. auch in den preußischen Grafenstand erhoben werden.

Ulrich Feldhahn

Kai-Uwe Merz: Abbruch Aufbruch Berlin – Eine Kulturgeschichte der 1990er-Jahre, Berlin: Elsengold 2024, 240 Seiten, 108 Abbildungen, 28 €.

Kai-Uwe Merz, geboren 1960 in Berlin, studierte Geschichte und Germanistik an der Freien Universität und promovierte 1990. Nach einer Phase als Journalist bis 2000 ist er heute im Presse- und Informationsamt Berlin tätig. Die vorliegende Publikation ist der letzte Band einer Buchreihe des Autors zur Kulturgeschichte Berlins. Das Buch *Vulkan Berlin* von 2020 behandelte die 1920er-Jahre, *Monster Berlin* von 2021 die Zeit des Nationalsozialismus, *Wüste Berlin* von 2021 die Nachkriegszeit bis 1952, *Eiszeit Berlin* von 2022 die Periode des Kalten Kriegs 1953–1961, *Zement Berlin* von 2022 die frühen 1960er-Jahre, *Revolte Berlin* von 2023 die 1970er-Jahre und *Stillstand, Aufstand* von 2024 die 1980er-Jahre. In allen Bänden stellt Merz bestimmte Felder des Kulturlebens anhand subjektiv ausgewählter Persönlichkeiten in einzelnen Kapiteln vor. Er versteht unter dem Begriff Kultur nach der von Hermann Glaser 2004 formulierten Definition alles, »was der Mensch als gesellschaftliches Wesen in unterschiedlichster Weise produktiv bearbeitet oder gestalterisch hervorbringt.« Den Leser erwarten keine kulturphilosophischen Darlegungen, jeder Band ist geprägt von einem essayistischen Charakter, so auch das vorliegende Buch.

In das Berlin der 1990er-Jahre fällt die offizielle Festlegung als Hauptstadt und Regierungssitz, der Abzug der Alliierten, der wirtschaftliche Strukturwandel infolge einer Ent-Industrialisierung, der Beginn gewaltiger Bauvorhaben, die Verhüllung des Reichstags und die Geburt der Technohauptstadt. Im Kapitel Stadtpolitik wird ausführlich auf den Regierenden Bürgermeister Eberhard Diepgen von 1991 bis 2001 eingegangen. Nach Merz gehört er in die Liga der Regierenden Bürgermeister Reuter, Brandt und Richard von Weizsäcker. Im Abschnitt Literatur huldigt der Autor

den vielfach ausgezeichneten Schriftsteller Lutz Seiler. Er schrieb mit *Stern 111*, erschienen 2020, den Berliner Zeitroman der 1990er-Jahre, eine eindrucksvolle Beschreibung der Umbruchszeit nach der Öffnung der Mauer. Im Kapitel Kulturpolitik dominiert Ulrich Roloff-Momin, von 1991 bis 1995 Senator für Kultur. Seine personellen und strukturellen Entscheidungen hatten eine weitreichende Wirkung, die Schließung des Schillertheaters konnte er nicht verhindern. Im Abschnitt Theater würdigt Merz den Schriftsteller, Dramatiker und Theaterregisseur Heiner Müller. Er war auch der letzte Präsident der Akademie der Künste Berlin (Ost). Der Bereich Musik ist überschrieben mit »Daniel Barenboim – Wunderkind, Weltmusiker und der *Aufbruch* der Staatsoper«. Von 1992 bis 2023 war Barenboim der künstlerische Leiter und Generalmusikdirektor der Staatsoper. Berlin ernannte ihn 2023 zum Ehrenbürger.

Edzard Reuter erhielt wegen seines Einsatzes für den Ausbau des Potsdamer Platzes bereits 1998 die Ehrenbürgerwürde. Der italienische Architekt Renzo Piano war sein intellektueller Partner. Merz geht ausführlich auf das Leben von Edzard Reuter ein, der 2024 im Alter von 96 Jahren verstarb. Ein Glücksfall für Berlin war 1991 die Berufung von Hans Stimmann zum Senatsbaudirektor. Er setzte sich energisch für die Wiedergewinnung des Berliner Stadtgrundrisses als historisches Gedächtnis ein. Er betonte stets, dass die Mitte der Stadt im Stadtbezirk Mitte gelegen habe. Unter seiner Ägide wurde über die Bebauung des Pariser Platzes entschieden. 1992 gründete Wilhelm von Boddien den Förderverein für den Wiederaufbau des Berliner Schlosses und erregte im Sommer 1993 mit einer spektakulären Schloss-Simulation und einer Ausstellung Aufsehen. Ohne diese Attrappe wäre das Schloss wohl nie wiederaufgebaut worden. Für die barocke Außenfassade wurden 105 Millionen Euro gespendet, der Bund übernahm die Kosten für das Innere des Gebäudes. Boddien verfolgte ein rein ästhetisches Projekt der Stadtrekonstruktion, keine politische Preußen-Renaissance. Aus dem Bereich der Malerei stellt Merz die Biografien der figurativen Maler Rainer Fetting und Matthias Koeppel vor, beide Porträtisten des Wandels mit einem Gespür für das Lebensgefühl Berlins. Neben expressiven, farbstarken Gemälden schuf Fetting auch bemerkenswerte bildhauerische Werke. Koeppel war bis 2003 Professor für Freies Malen an der TU Berlin und wird als Historienmaler des Mauerfalls bezeichnet. Als Vertreter der Off-Szene wählte der Autor den Kulturmanager Jochen Sandig und die Tänzerin und Choreografin Sasha Waltz aus. Nicht minder interessant ist der Werdegang von Irene Moessinger, Gründerin und langjährige Leiterin des Zirkus Tempodrom. Kai-Uwe Merz resümiert: »Die 1990er-Jahre kennzeichnen das Ringen um *Abbruch* und *Aufbruch*. Es ist die Auseinandersetzung um die Verteidigung des im Osten der Stadt und des Landes Errungenen gegen die westlichen Kräfte der Veränderung.« Es war ein Jahrzehnt, in dem in Berlin alles möglich schien. Das gesamte Buch wie auch die vorhergehenden Bände sind für einen breiten Leserkreis verständlich und sehr zu empfehlen.

Martin Mende

Sebastian Panwitz, André Schmitz (Hrsg.), Gartow. Ein Quast'sches Rittergut (Band III der Schriftenreihe zur Familie von Quast), Karwe: Edition Rieger 2024, 159 Seiten, zahlreiche zum Teil farbige Abbildungen, 29,90 €.

Nach der Besprechung der ersten beiden Bände der Schriftenreihe zur Familie von Quast in den *Mitteilungen* 4/2021 und 4/2023 (S. 210 und 551) wird hier auf den vorliegenden dritten Band hingewiesen. Nach Auskunft des Verlegers sollen weitere Bände folgen. Die märkischen Güter waren vielfach mit Berlin verbunden. Berlin war zumeist eine Station in der oftmals militärischen Laufbahn ihrer Besitzer. Hier kaufte man das Mobiliar, hier ging man in die Oper, zu Konzerten oder ins Theater und hierhin verkaufte man seine landwirtschaftlichen Produkte.

Die Buchreihe ergänzt ein bundesweites Forschungsprojekt der *Arbeitsgemeinschaft Deutscher Schlösserverwaltungen*, das sich zur Aufgabe macht, die Geschichte der 1918 als Herrschaftssitze aufgegebenen deutschen Residenzen im 20. Jahrhundert zu erkunden und zu publizieren. Die deut-

sche Schlösserlandschaft ist weltweit einzigartig und »Geschichtsträger, Tourismusmotor, aber auch Sehnsuchtsort zugleich«, so der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Bernd Schreiber. Für das auf sechs Jahre angelegte Forschungsprojekt soll eine Internet-Wissenschaftsplattform entwickelt werden. Hier ist dem Herausgeber, unserem Mitglied André Schmitz zu danken, dass er die vorliegende Schriftenreihe ins Leben rief, um folgerichtig dazu den Gutsbesitz im Umkreis Berlins zu untersuchen.

Bereits unter den Askaniern etablierte sich eine adlige Oberschicht mit eigenen Burgen, die aufgrund desolater Herrschaftsverhältnisse im Inneren eine an Souveränität grenzende Machtstellung erwarb. Im 16. Jahrhundert traten viele der alten Familien in die Dienste des Landesherrn, weil dies größeren politischen und finanziellen Vorteil versprach. Der märkische Adel profitierte weitgehend von der Reformation und der damit einhergehenden Enteignung kirchlicher Besitzungen. Der Dreißigjährige Krieg war für die Bevölkerung verheerend, bedeutete aber für den ländlichen Adel eine Stärkung seiner Stellung. Ein adliges Selbstbewusstsein konnte sich weiter entfalten. Auch der Familie von Quast war dieses adlige Elitedenken noch zu einem Zeitpunkt eigen, als man sich bereits tief in einer finanziellen Schieflage befand, wie ein Brief Margarethe von Quasts an ihre Tochter vom 9. November 1937 (S. 97 f.) zeigt. Die 1897 geborene Margarethe bildet auch den Mittelpunkt der Erzählung.

Der Autor zeichnet die Spuren der Familie von Quast in Gartow von der Mitte des 19. Jahrhunderts an bis 1945 nach. Der Landwirt und Rittmeister a.D. Herman von Quast auf Garz kaufte das 250 Hektar große Gut 1877 für 264 000 Mark, um seinen Besitz abzurunden. Er erzielte damit einen Überschuss von jährlich 1 000 Mark, was eigentlich bereits damals keine interessante Rendite darstellte, wenn man von einer zu erwartenden Steigerung des Bodenwerts absieht. Dieses Nebengut verblieb dann im Besitz männlicher Familienmitglieder. Es war zu klein und die schlechte Bodenklasse III und IV brachte einen zu geringen Ertrag, so dass 1915 eine Hypothek von 160 000 Mark aufgenommen werden musste und es schließlich 1929 unter Zwangsverwaltung kam. Die zahlreichen Familienfotos zeigen gleichwohl gut angezogene und wohl auch standesbewusste Mitglieder. Das alles endete 1945 und wurde auch nach der deutschen Wiedervereinigung nicht zurückübertragen. So weit ist alles bekannt und dem nicht mehr ganz jungen Leser durch Erzählungen der eigenen Großeltern vertraut. Aber diese Generation lebt nicht mehr und deren Erzählungen sind durch Geschichtsklitterungen zur Bodenreform nach 1945 und kommunistische Sprüche wie »Junkerland in Bauernhand« verfremdet. Der Autor zeigt minutiös, wie es in Gartow war, und das ist beispielhaft für die mehr oder weniger großen Bauerngüter im Umkreis Berlins. Es ist ein großes Verdienst, dies so detailliert geschildert zu haben. Es braucht, wie bereits bei den vorhergehenden Besprechungen erwähnt, mehrerer solcher Bausteine für ein ausgewogenes Geschichtsbild der ländlichen Verhältnisse im 19. und 20. Jahrhundert in der Mark Brandenburg!

Manfred Uhlitz

Hans Christian Müller, Jean Philippe Ili, Die Vermessung Berlins, 50 Grafiken über die Hauptstadt, Berlin: BeBra 2024, 128 Seiten, 26 €.

Wer sich für Zahlen, Statistiken und darauf basierende anschauliche Grafiken interessiert und dazu noch aufgeschlossen ist für Wissenswertes und Kurioses über die Hauptstadt, ist mit dieser Lektüre bestens bedient. Nicht zufällig haben die beiden Autoren, von denen der eine eher für Datenrecherchen und erläuternden Text und der andere für die grafische Aufbereitung zuständig war, einen Titel gewählt, der an den Erfolgsroman von Daniel Kehlmann *Die Vermessung der Welt* aus dem Jahr 2005 erinnert. Damals waren es Alexander von Humboldt und Carl Friedrich Gauß, die durch die Welt zogen, um die Geheimnisse des noch nicht vermessenen Planeten zu ergründen und Daten zu sammeln. Müller und Ili, die beide lange beim *Handelsblatt* tätig waren, mussten zumindest nicht die Mühsal der beiden Forscher aufbringen, um ihr Datenmaterial über Berlin und seine Bewohner zusammenzutragen und anschaulich aufzubereiten. Besonders die

Sichtung des historischen Datenmaterials und die Anpassung der Daten für eine vergleichende Betrachtung dürfte viel Zeit verschlungen haben. In 5 Kapiteln (Geografie & Verkehr, Kultur & Natur, Demografie & Soziales, Geschichte & Politik, Wirtschaft & Arbeit) haben sie Bekanntes und Überraschendes aus der Welt der Empirie zutage gefördert und versucht plastisch darzustellen. Erfreulich ist, dass die aktuellen Daten oft aus den Jahren 2022 oder 2023 stammen. Manches hat man bereits gewusst oder zumindest geahnt, anderes wiederum verblüfft auch den gut informierten Leser. Bei den 50 ausgewählten Themengebieten hat sich der erfahrene Grafiker Ili einiges einfallen lassen, um den Betrachter immer wieder aufs Neue mit attraktiven und abwechslungsreichen Präsentationsformen zu erfreuen und dem Datenmaterial gerecht zu werden. Für den politisch und gesellschaftlich Interessierten gibt es vieles zu entdecken, so zum Beispiel eine bisher noch nie so plakativ dargestellte Übersicht der Wahlergebnisse zum Berliner Stadtparlament zwischen 1921 und 2023 in allen Stadtbezirken. Zu nennen sind auch Erkenntnisse zu Arbeitslosigkeit, Sozialhilfebezug und Wahlverhalten in beiden ehemaligen Stadthälften. Die Verteilung der Facharztpraxen über die Stadt wirft viele Fragen zur angemessenen medizinischen Versorgung auf. Dass Berlin ein Dorado für Psychotherapeuten zu sein scheint, hat man schon immer geahnt oder befürchtet. Es überrascht aber doch, dass die meisten Therapie-Praxen in den feinen südwestlichen Bezirken zu finden sind, aber vielleicht liegt es auch nur daran, dass dort die meisten Therapeuten auch ihren Wohnsitz haben. Zahlreiche Daten zur demografischen Entwicklung und zu politischen und ökonomischen Prozessen bringen erhellende Erkenntnisse, aber auch neue Fragestellungen für die Zukunft der Metropole und die politische Verantwortung der Regierenden. Wo die Fakten nicht für eine thematische Doppelseite reichen, werden sie manchmal als *Schmankerl* unter dem Stichwort »Das fanden wir auch noch interessant« präsentiert. Wussten Sie beispielsweise, dass es seit dem Jahr 1918 über 200 US-Spielfilme mit Berlin-Bezug gegeben hat? Hätten Sie die Zahl der Kleingärten in Berlin auf etwa 70 000 Parzellen geschätzt? Aber lesen Sie selbst, die »Vermessung Berlins« ist gut gelungen.

Lothar Semmel

Stefan Wolski: Die Berliner Reklame Gesellschaft und einige ihrer Schilder 1906–1916, Berlin: Eigenverlag 2024, 120 Seiten, 167 teils farbige Abbildungen, 30 € (Bezug nur über berlinschilder@web.de bei Stefan Wolski).

Emaille ist eine spezielle Beschichtung von Stahlblech. Die Produktion von emaillierten Schildern als Werbeträger gewann Ende des 19. Jahrhunderts an Bedeutung. In Berlin konkurrierte eine Vielzahl von Schilderherstellern. Die zwischen 1906 und 1916 aktive Berliner Reklame Gesellschaft bestellte für ihre Kunden Reklameschilder und sorgte auch für die Aufhängung.

Stefan Wolski sammelte über Jahrzehnte Schilder aus dem Berliner Raum und präsentiert in seinem Buch über 50 Emailschilder von 45 ehemaligen Betrieben in Farbe, ergänzt durch 80 Abbildungen von Postkarten und historischen Fotografien. Durch das Querformat 30 x 21,5 cm kommen die Schilder in einer angemessenen Größe zur Geltung. Der Autor erzählt die Geschichte der werbenden Firmen und bereichert seine Ausführungen durch seltene zeitgenössische Abbildungen. Adolf Blumenreich aus der Lothringer Straße war beispielsweise: »Ganze oder Teile künstlicher Gebisse kauft Blumenreich. Bei Ankauf wird Fahrgeld vergütet.« Wolski fand heraus: »Künstliche Gebisse waren selten und teuer. Der Zahnersatz wurde weiterverarbeitet und umgearbeitet und nicht selten teilten sich Familienmitglieder ein mehr schlecht als recht sitzendes Gebiss.« Der Schneidermeister Martin Katz warb für seine Spezialität »Beinkleider auch für X u. O Beine« und offerierte bei Barzahlung 10% Rabatt. Etliche Pfandhäuser beliehen nach den Werbeschildern auch Wäsche, Betten, Gardinen und Kleidungsstücke, ein Hinweis auf die soziale Not in der damaligen Zeit. Heinrich Kohnen und Wilhelm Jöring gründeten 1905 ein Geschäft für Arbeits- und Berufskleidung, richteten mehrere Filialen ein und dürften zu den nachhaltigsten Kunden der Reklame Gesellschaft gehört haben. In den dreißiger Jahren in Kajot umbenannt

wurde noch nach dem Zweiten Weltkrieg am Bahnhof Neukölln ein Modehaus betrieben. Der Slogan »Kajot gekleidet, flott gekleidet« dürfte den älteren Berlinern noch in Erinnerung sein. Die vorzügliche Gestaltung des Buches verdankt der Autor Klaus Bädicker. Unser Vereinsmitglied Lutz Mauersberger sorgte mit seinen Recherchen für die Verortung der Werbeträger in der Berliner Stadtlandschaft. Leider ist eine Ausstellung der von Wolski in sechs Bananenkartons gesammelten Objekte auch in einer Auswahl vorerst nicht geplant.

Martin Mende

Neues aus der Vereinsbibliothek

Digitales Eingangsbuch

Die Mitarbeiter unserer Vereinsbibliothek erfassen seit Mitte 2024 die Neuzugänge an Büchern und Zeitschriften digital. Allein im Jahr 2024 hatten wir mehr als 400 Neuzugänge. Diese Neuzugänge stammen aus Rezensionen, Nachlässen oder Schenkungen unserer Mitglieder. Aber ebenso gehören dazu die Schriften unseres Vereins und die Schriften von Tauschpartnern. Das digitale Eingangsbuch wird laufend fortgesetzt und ebenso um die Neuzugänge 2023 erweitert. Zudem kam es im Jahr 2023 und 2024 auch zu einigen Restitutionsen von Büchern aus dem Eigentum des Vereins. Diese Bücher schienen mit der Zerstörung der Vereinsräume im Deutschen Dom in den Jahren 1943 und 1944 als verloren geglaubt. Gerne stellen wir Ihnen eine alphabetisch sortierte Liste der Neuzugänge der Jahre 2023 und 2024 in der Bibliothek zur Verfügung. Bei Interesse senden Sie uns bitte eine Mail an die Adresse bibliothek@diegeschichteberlins.de.

Bis 2023 wurden die Neuzugänge handschriftlich in einem Eingangsbuch notiert. Unser Eingangsbuch nach dem Zweiten Weltkrieg begann 1958. Auf der nachfolgenden Abbildung sieht man die ersten Einträge:

Gang	Lfd.Nr.	Verfasser Titel	Lieferant	Bd.	Preis	Bemerkung	Eingang	Lfd.Nr.	Verfasser Titel	Lieferant	Bd.	Preis	Bemerkung
58	58/1	Blancard: Die Dichte der ... 1801. Friedrich Bl. 1801.	Raan	1	9.-	IV, 331/16		58/15	K. Bädicker: Die Berliner im Berliner Biedermeier 1818-1848 (Darmstadt: Biedermeier-Pol 4)	Fantiker	1	9.83	40
	58/2	V. Heymann: Die Jahre Bl. (1934)	Raan	1	20.-	IV, 921/22		58/16	F. Koser: Geschichte der Berliner 1849	"	1	10.86	60c
	58/3	50 Jahre Kollern 1877- 1927. - Bl. (1927)	Raan	1	15.-	IV, 111/120 740 Untertitel		58/17	Portikus: Berlin 1877-1933 Berliner 1933-1945	"	1	10.33/19	
	58/4	Die Berlin - die 1. Hälfte v. v. Heymann (Haupt 1919)	Raan	1	8.-	IV, 35		58/18	Portikus: Berlin 1849-1945 Berliner 1945-1949	"	1	IV, 32/17	
	58/5	P. Hartmann: Berlin die 2. Hälfte - Bl. (1934)	Raan	1	8.-	IV, 2/40		58/19	Ul. Kraus: Berlin in der Reich. Berlin: 1935	"	1	IV, 2/35	
	58/6	v. Weiss: Maria Beckmann Spezialbuch. Berlin: 1922	Fantiker	1		IV, 10		58/20	K. Schaffner: Berlin im Schicksalsjahr Berlin: 1918 3. Aufl.	"	1	IV, 2	23a
	58/7	Die Bank - S. Wagnert - Berlin die Berliner Bank Berlin: 1919	"	1		IV, 11/12		58/21	F. Kessel: Spargieren in Berliner Zeitschriften - Wien 1929	"	1	IV, 57	
	58/8	Die Fackel. Berlin im Vorfeld der großen Krise. Berlin: 1927.	"	1		IV, 32		58/22	Ul. Parry: Die Berliner in Berlin von Berlin. Berlin: 1926	"	1	IV, 241	
	58/9	R. Kay: Berliner Biedermeier Bl. 1801	"	1		IV, 33		58/23	Ul. Becken: Weltkrieg in Preussische Berlin: 1936	"	1	VIII, 1/24	
	58/10	X. Oswald: Die Berliner in die 1. Hälfte der Berliner	"	1		V, 30a		58/24	X. Feiler: Mein Berlin Berlin: Berlin: 1945	"	1	IV, 25	Feil
	58/11	K. Bädicker: Berlin in den ersten Jahren Berlin: 1922	"	1		IV, 21/31		58/25	Ul. Becken: Berlin Krieg. M. B. Biedermeier: 2. Aufl. Blauwald. Berlin: 1946	"	1	IV, 6	
	58/12	Die Berliner in den ersten Jahren Berlin: 1922	"	1		IV, 21/31		58/26	Ul. Becken: Berlin Krieg. M. B. Biedermeier: 2. Aufl. Blauwald. Berlin: 1946	"	1	IV, 6	
	58/13	Die Berliner in den ersten Jahren Berlin: 1922	"	1		IV, 21/31		58/27	Ul. Becken: Berlin Krieg. M. B. Biedermeier: 2. Aufl. Blauwald. Berlin: 1946	"	1	IV, 6	
	58/14	Die Berliner in den ersten Jahren Berlin: 1922	"	1		IV, 21/31		58/28	Ul. Becken: Berlin Krieg. M. B. Biedermeier: 2. Aufl. Blauwald. Berlin: 1946	"	1	IV, 6	

Bestandsverzeichnis der Bibliothek bis 2022

Mehrere Damen und Herren unseres Vereins scannten einen Großteil der Karteikarten des Bibliotheksbestands bis einschließlich 2022. Aus den Scans wurde eine durchsuchbare Bestandsdatei erstellt. Diese Datei enthält über 30 000 Datensätze. Den Link dazu können wir Ihnen gerne zur Verfügung stellen. Damit können Sie die Datei auf ihren Rechner herunterladen. Bei Interesse daran, senden Sie eine kurze Nachricht an unsere Bibliothek: bibliothek@diegeschichteberlins.de.

Erwerb von Dubletten

Bei Neuzugängen in die Bibliothek schauen wir, ob die Publikation bei uns schon vorhanden ist. Zudem prüfen wir auch den Zustand. Ist das Bestandsexemplar schlechter erhalten, wird dies durch das »bessere« Exemplar ersetzt.

Nicht mehr gebrauchte Publikationen kommen in den Dubletten-Schrank, und können vor Ort gegen eine Spende erworben werden. Wir haben z.B. die siebzehnbändige Taschenbuchausgabe »Die Musik in Geschichte und Gegenwart« abzugeben.

Besuch der Bibliothek

Unsere Vereinsbibliothek ist jeden Mittwoch von 15 Uhr bis 18.45 Uhr geöffnet. Sie wird ehrenamtlich von Mitgliedern betreut. Diese geben Ihnen auch persönlich und per Mail Auskunft über den Bestand. Die Ausleihe erfolgt an Vereinsmitglieder und an das Fachpersonal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin. Unsere Bibliothek befindet sich im Neuen Marstall, Schloßplatz 7, 10178 Berlin-Mitte. Zugang über den 1. Hof zum Eingang Haus der Berliner Stadtbibliothek. Bitte beim Pförtner als Bibliotheksbesucher melden und den Aufzug bis zum 2. Stock nutzen. Links am Ende des Gangs finden Sie uns!

Michael Neubert,
Vereinsbibliothek

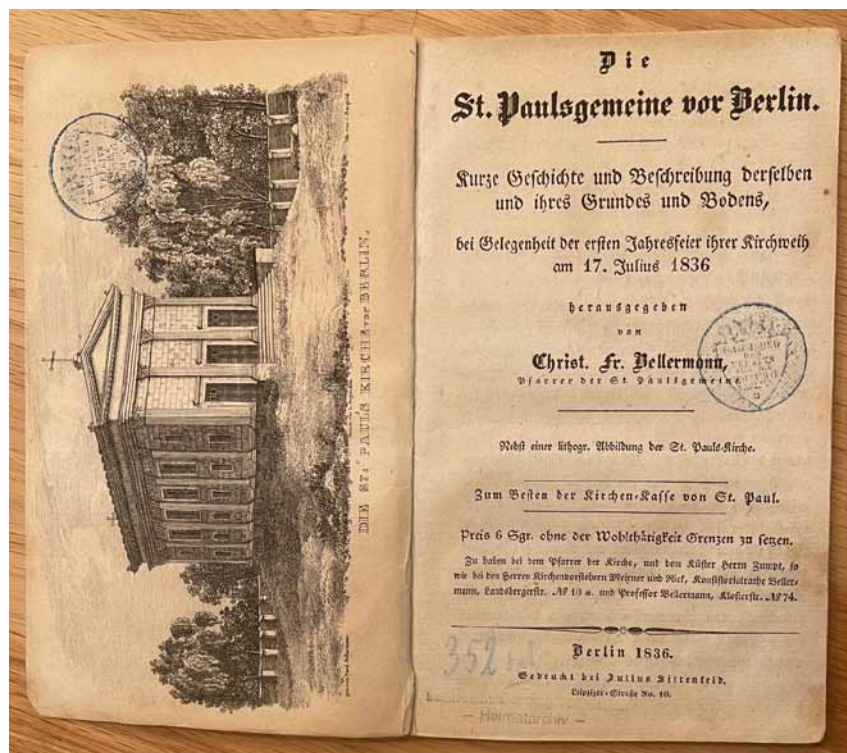
Wir danken den Spenderinnen und Spendern

In den *Mitteilungen* 3/2023 konnten wir von der Rückkehr einer fotografischen Rarität in den Besitz des Vereins für die Geschichte Berlins berichten. Sehr ausführlich und mit detaillierten Hintergrundinformationen stellte unser Leiter des digitalen Fotoarchivs, Lothar Semmel, in dieser Ausgabe die aus dem Landesarchiv zurückgegebenen Fotoalben vor, die in den Jahren 1886 bis 1888 für das Vereinsarchiv angelegt wurden. Diese Alben zu erhalten und bewahren war keine Frage. Allerdings stellte sich die Frage nach einer Restaurierung.

Mit Ihrer Hilfe, liebe Mitglieder, konnte das Vorhaben umgesetzt werden. Eine auf die Restaurierung antiquarischer Bücher spezialisierte Buchbinderin hat im Jahr 2024 die Arbeiten übernommen und die Fotoalben für den Verein behutsam aufgearbeitet. Ihre Spenden im Jahr 2024 haben das Vorhaben möglich gemacht und zum Abschluss gebracht.

Wir sind stolz auf unseren »Schatz« und planen eine Präsentation exklusiv für unsere Mitglieder, zu der wir Sie dann gerne einladen werden.

Regina Preuß,
Schatzmeisterin



Frontispiz und Titelblatt des am 27. November 2024 vom Mitte Museum restituierten Werks von Pfarrer Christian Friedrich Bellermann mit dem alten Eigentumsstempel des Vereins für die Geschichte Berlins

Besuch im Mitte Museum am 27. November und Restitution eines verloren geglaubten Buchs der alten Vereinsbibliothek

Am 27. November 2024 führten uns Sigrid Schulze und Jonas Hartmann in der Dauerausstellung des Mitte Museums, vgl. *Mitteilungen* 4/2024, S. 151. Es wurde zu einem erlebnisreichen Höhepunkt unseres Veranstaltungsjahres! Das Stadtteilmuseum ging nach der Bezirksreform 2001 aus den einstigen Bezirksmuseen Mitte, Tiergarten und Wedding hervor. In einem der ältesten erhaltenen Schulgebäude Berlins, so alt wie unser Verein, wird durch Objekte der Alltagskultur ein Bogen von



Restitution des Werks »Die St. Paulsgemeinde vor Berlin« von Christian Friedrich Bellermann, Berlin 1836, am 27. November 2024 im Mitte Museum im Kreis von Vereinsmitgliedern.
Vordere Reihe: Sigrid Schulze und Jonas Hartmann vom Mitte Museum überreichen dem Vereinsvorsitzenden Dr. Manfred Uhlitz die Chronik der St. Paulsgemeinde.

Foto: Niels Person

den frühesten Anfängen des Zentrums mit seinen Vororten bis zur heutigen »Bezirksgrößtadt« mit 397 134 Einwohnern (2023) gespannt.

Sigrid Schulze und Jonas Hartmann war bei Recherchen aufgefallen, dass eines der Werke des Museumsarchivs unseren Vereinsstempel trägt und somit unser Eigentum ist. Es befand sich seit 1954 in der Sammlung. Sie berichten über diese Entdeckung im Heft 4/2023 unserer Mitteilungen, S. 613–619, unter der Überschrift »Papier ist geduldig«. Der Besuch des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, war nun ein Anlass zur Rückgabe des Buchs. Dabei wurde gleichzeitig von beiden Seiten der Wunsch nach verstärkter Zusammenarbeit ausgesprochen. Wir freuen uns darauf!

Manfred Uhlitz

Der Filmsalon Premiere für eine neue Veranstaltungsreihe

Im August dieses Jahres erreichte uns eine Mail unseres Mitglieds Henryk Mainusch mit einem sehr schönen Veranstaltungsvorschlag. Henryk Mainusch hatte Gelegenheit, sich einen der bedeutendsten Nachkriegsfilme in restaurierter Fassung anzuschauen, die »Berliner Ballade« von Günter Neumann. Dieser Film spielt im Jahr 1948 im zerstörten Berlin mit dem jungen Gert Fröbe in der Hauptrolle als Otto Normalverbraucher. Der Hauptakteur ist ein Kriegsheimkehrer, der versucht mit den Widrigkeiten des Alltags in der Viersektorenstadt zurechtzukommen. Die deutsche Nachkriegsrealität wird in Form einer Satire dargestellt. Unser Mitglied war so angetan von dem Film, dass er eine durch den Verein für die Geschichte Berlins kommentierte Aufführung des Films vorschlug, bei der die Vereinsmitglieder versuchen könnten, die im Film gezeigten Gebäude und Schauplätze zu lokalisieren.

Dieser Vorschlag traf im Vorstand auf so viel Zuspruch, dass sich schnell eine kleine Gruppe von Filmenthusiasten zusammenfand, die sich mit den Umsetzungsmöglichkeiten einer solchen Idee befasste. Lothar Semmel, Leiter der digitalen Fotosammlung des Vereins, ist ein Kenner der Spielfilmgeschichte und hat etwa hundert Filme zusammengetragen, deren Haupt-Schauplatz Berlin ist. Eine erste Sichtung der entsprechenden Listen ergab, dass der bereits vorhandene Fundus an Spielfilmen genügend Material für eine neue Veranstaltungsreihe ergeben könnte. Auch die Literatur zum Thema »Berlin im Film« ist voll von Anregungen. Wolfgang Jacobsens Buch »Die Stadt – Die Menschen – Berlin im Film« aus dem Jahr 1998 liefert ebenso viele interessante Titel wie die bereits 1987 zur 750-Jahr-Feier Berlins erschienene Anthologie »... Film ... Stadt ... Kino ... Berlin von Uta Berg-Ganschow und Wolfgang Jacobsen. 2007 erschien Regina Aggios Werk »Filmstadt BERLIN 1895–2006« mit zahlreichen Informationen zu den Drehorten inklusive eines Film-Stadtplans mit den vermerkten Schauplätzen. Dieses Standardwerk ist eine gute Informationsquelle für das angedachte Vorhaben. Weitere Bücher wie »Drehort Berlin – Wo berühmte Filme entstanden« von Markus Münch aus dem Jahr 2007 und Oliver Ohmanns Buch »Klappe! – Geschichte der Filmstadt Berlin« aus dem Jahr 2022 liefern zusätzliche Ideen. Schließlich sei noch die Zusammenstellung von Nadin Wildt aus dem Jahr 2016 mit dem Titel »Filmlandschaft Berlin – Großstadtfilme und ihre Drehorte« genannt, die eine Auswahl der 40 wichtigsten Berlin-Filme analysierte. Alle Filme, die jemals in Berlin gedreht wurden, werden unter der Internet-Adresse <https://www.shotinberlin.de> gesammelt. Die Autoren listen mittlerweile 6 000 Filme auf, die einen wie auch immer gearteten Bezug zur Hauptstadt haben. Für eine Aufnahme in diese Liste genügt bereits, dass ein Teil des Films in einem Berliner oder Babelsberger Filmstudio gedreht wurde. Schließlich sei noch Jan Gypfels ehrgeiziges Projekt »Berlin-Film-Katalog« erwähnt, der fast 2 000 Filme enthält, die in Berlin gedreht wurden, einschließlich zahlreicher Dokumentarfilme. Nicht zuletzt verweisen die Initiatoren des neuen Veranstaltungsformats auf den Link »https://wikiwand.com/de/articles/Liste_von_Filmen_mit_Bezug_zu_Berlin« bei Wikipedia. Für einen thematischen Einstieg ist dieses Kompendium ideal geeignet, weil die in Berlin handelnden Spielfilme

hier chronologisch geordnet vorliegen und der Text zusätzliche Informationen zum Inhalt des Films und zu den Haupt-Drehorten enthält.

Die vorangestellte Aufzählung macht deutlich, dass zum Thema »Berlin im Film« ein nahezu unerschöpfliches Reservoir an Filmen vorliegt und es praktisch unmöglich ist, alle passenden Filme zu sichten oder gar zu zeigen. Die Vorbereitungsgruppe kam deshalb überein, die angedachte Veranstaltungsreihe auf Filme zu beschränken, die an Berliner Originalschauplätzen und zum realen Zeitpunkt gedreht wurden. Das geplante Veranstaltungskonzept sieht vor, Filme aus ganz verschiedenen historischen Epochen zu zeigen und vor allem auch solche, die noch nicht allbekannt sind.

Das Konzept und die für die Aufführungsrechte und -materialien fällig werdenden Kosten wurden dem Vereinsvorstand vorgestellt und stieß dort auf einhellige Zustimmung, so dass im Jahr 2025 ein *Filmsalon* pro Quartal angeboten werden kann. Die neue Veranstaltung soll den Fokus auf je einen Film pro Veranstaltung richten. Mit etwa 25 Teilnehmenden soll ein Diskussionsforum geschaffen werden, in dem sich ein persönlicher Austausch verwirklichen lässt und jeder der mag, zu Wort kommen kann. Der zeitliche Rahmen der Veranstaltung soll zwei Stunden nicht überschreiten, deshalb können nur längere Sequenzen aus den jeweiligen Filmen gezeigt werden. Dabei beginnen die Veranstaltungen immer mit einer etwa zehnminütigen filmgeschichtlichen Einführung durch eine Moderatorin oder einen Moderator, danach werden die vorher ausgewählten Filmsequenzen gespielt und die Lücken von der Moderation inhaltlich überbrückt, um den filmischen Zusammenhang zu wahren. Auf die in den Sequenzen gezeigten Schauplätze wird besonders hingewiesen. Im Anschluss wird das Filmerlebnis gemeinsam besprochen.

Für den Auftakt der neuen Veranstaltungsreihe haben wir einen Film aus dem Jahr 1952 ausgewählt: »**Die Spur führt nach Berlin**« von **Frantisek Cap**. Dieser Krimi spielt in der noch ungeteilten Stadt unter Viermächte-Verwaltung, wo die Polizei versucht einer Geldfälscher-Bande auf die Spur zu kommen. Der Film beginnt mit einem kaltblütigen Mord auf dem Funkturm, gefolgt von einer wilden Verfolgungsfahrt durch die West-Berliner City. Dramatischer Höhepunkt ist das Finale in den Katakomben der Reichstagsruine, für das die Filmgesellschaft CCC von Artur Brauner eine Drehgenehmigung bekam.

Der erste Filmsalon findet am Dienstag, 18. Februar 2025, im kleinen Säulensaal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin (Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte) statt. Wir freuen uns sehr auf dieses neue Format! Wegen der begrenzten Teilnehmerzahl bitten wir um Ihre Anmeldungen unter der Mailadresse Semmel@DieGeschichteBerlins.de.



Abdruck mit freundlicher Genehmigung des CCC-Filmverleihs

Claudia Melisch und Lothar Semmel

Veranstaltungen im 1. Quartal 2025

160 Jahre Verein für die Geschichte Berlins:

- 1 Dienstag, 28. Januar 2025, 18.30 Uhr, **Festvortrag und Neujahrsempfang des Vereins für die Geschichte Berlins e.V.**, gegr. 1865, im Berliner Rathaus: »**Berlin und seine jüngsten Wissenschaftsbauten**«, Lichtbildervortrag von **Dr. Christoph Rauhut**, Direktor des Landesdenkmalamts und Landeskonservator. Für den musikalischen Rahmen sorgt die Konzertpianistin Eleonora Kotlibulatova. An diesem Abend stellen wir auch den

Preisträger unseres Wissenschaftspreises des Jahres 2024 vor und feiern abschließend unser **160. Vereinsjubiläum** mit einem Umtrunk im Wappensaal des Berliner Rathauses. Am 28. Januar 1865 wurde der Verein für die Geschichte Berlins gegründet! Ort: Festsaal des Berliner Rathauses, 10178 Berlin-Mitte.

- 2 Sonntag, 9. Februar 2025, 11 Uhr: »**Exklusiv-Führung im Berliner U-Bahn-Museum**« mit **Joachim Gorell**, dem 2. stellv. Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Berliner U-Bahn e.V., im ehemaligen Stellwerk Olympia-Stadion, welches von 1931 bis 1983 das größte seiner Bauart in Europa war. Dort wird heute die Berliner U-Bahn-Geschichte unter anderem mit Fahrscheinautomaten, historischer Dienstkleidung und U-Bahn-Netzplänen dokumentiert. Die Sammlung konzentriert sich auf technische Einrichtungen des U-Bahnbetriebs, welche alle noch funktionstüchtig sind. Max. 20 Personen. Gebühr: 3,50 € p. P. Anmeldung bei Dirk Pinnow per Mail dirk@pinnow.com erbeten.
- 3 Dienstag, 18. Februar 2025, 18 Uhr: »**Film: Die Spur führt nach Berlin, Frantisek Cap, 1952**«. Für den Auftakt der neuen Veranstaltungsreihe »**Filmsalon**« haben wir einen Kriminalfilm aus dem Jahr 1952 ausgewählt: Der Film spielt in der noch ungeteilten Stadt unter Viermächte-Verwaltung. Die Polizei versucht einer Geldfälscher-Bande auf die Spur zu kommen. Die Geschichte beginnt mit einem kaltblütigen Mord auf dem Funkturm, gefolgt von einer wilden Verfolgungsfahrt durch die West-Berliner City. Beeindruckende Sequenzen aus West-Berlin und dem noch in Trümmern liegenden Tiergartenviertel werden gezeigt. Dramatischer Höhepunkt ist das Finale in den Katakomben der Reichstagsruine, für das die Filmgesellschaft CCC von Artur Brauner eine Drehgenehmigung bekam. Unser neues Vortragsformat soll einmal im Quartal stattfinden und sich besonders an filminteressierte Mitglieder wenden. Beachten Sie dazu auch den Artikel in diesem Mitteilungsheft. In gemütlicher Atmosphäre werden **Claudia Melisch** und **Lothar Semmel** die Filme vorstellen und ausgewählte Szenen moderieren. Wir wollen mit den Teilnehmern diskutieren und die Film-Präsentation mit einem gemeinsamen Meinungs-Austausch abschließen. Die Veranstaltung wird im kleinen Säulensaal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin Mitte stattfinden. Da die Teilnehmerzahl auf 25 begrenzt ist, bitten wir um rechtzeitige Anmeldung unter Semmel@DieGeschichteBerlins.de
- 4 Mittwoch, 26. Februar 2025, 19 Uhr: »**Durch Berlins Nordwesten im 19. Jahrhundert**«. Unternehmen Sie mit unserem Mitglied Joachim Brunold einen virtuellen Spaziergang durch das Alte Berlin! Wir wandern anhand von zeitgenössischen Gemälden und Lithografien von der langen Brücke durch die Königsstraße, vorbei am alten Berliner Rathaus zum Alexanderplatz. Von dort setzen wir die Erkundung durch den Hohen Steinweg zum neuen Markt mit der Marienkirche fort. Anhand des »**Blick vom Turm der Marienkirche**«, einem Werk von Franz Alexander Borchel aus dem Jahr 1855, schauen wir nach Westen über die Stadt Berlin. Dabei wird die Geschichte der Gebäude und ihrer ehemaligen Bewohner anschaulich dargestellt, ergänzt um die eine oder andere Anekdote. Gäste willkommen! Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Eintritt frei!
- 5 Mittwoch, 19. März 2025, 19 Uhr: »**Böhmen in Berlin – Spuren im Stadtgebiet**«, ein Vortrag von **Bettina Güldner**, Lehrbeauftragte und Ausstellungskuratorin. Es gibt urbane Besonderheiten in Berlin, die mit der städtebaulichen Entwicklung und der Gesellschaftsgeschichte der Stadt so verwachsen sind, dass sie eigentlich keiner Rede mehr bedürfen. Das gilt für die Böhmen, die im Nachklang der europäischen Religionskriege und der

Gegenreformation Zuflucht in ihren Nachbarländern suchten und als evangelische Exulanten auch in Preußen Aufnahme fanden. Mit den umfangreichen Restaurierungsmaßnahmen Mitte der 1980er-Jahre wurde das Kleinod Böhmisches Rixdorf mitten in Neukölln wie ein Exotikum gehoben, publiziert und populär. Seit diesen 40 Jahren haben sich die Betrachtungen auf die Stadtgeschichte Berlins derart verschoben, dass es lohnt, die Auswirkungen von kultureller Migration in Europa näher zu untersuchen. Gäste willkommen! Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Eintritt frei

- 6 Mittwoch, 23. April, 19 Uhr: »**Echte Berliner – Vom Lebensmut in der Großstadt 1881–1924**«, Lesung mit Diashow unseres Mitglieds **Eva Rothkirch**. Berlin um 1900, das ist die Millionenstadt und das Weltstadtdröhnen, das Elend der Mietskasernen und der Glanz der Mitte und des neuen Westens. Wie können Menschen hier existieren, wie erleben sie ihre Kindheit, wie gehen sie ins Leben hinein, erlernen Berufe und gründen Familien? Durch die Auswertung familien-geschichtlicher Dokumente können wir einige von ihnen nicht nur persönlich kennenlernen, sondern auch die Berliner Stadtgeschichte aus ihrem Blickwinkel. Dabei begegnen uns bekannte Persönlichkeiten, vergessene Orte und immer wieder neuer Lebensmut. Gäste willkommen! Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Eintritt frei!

Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865

www.DieGeschichteBerlins.de

Vorsitzender: Dr. Manfred Uhlitz, E-Mail: Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de | **Pressesprecher:** Mathias C. Tank, Tank@DieGeschichteBerlins.de | **Stellv. Vorsitzende:** Professor Dr. Ingrid Scheurmann, Scheurmann@DieGeschichteBerlins.de; Professor Dr. Thomas Sandkühler, Sandkuehler@DieGeschichteBerlins.de | Postanschrift für alle Vorstandsmitglieder, Geschäftsstelle, **Bibliothek und Archiv:** Verein für die Geschichte Berlins e. V., c/o Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36 (Eingang Neuer Marstall, Schloßplatz 7), 10178 Berlin, Telefon (030) 902 26 449. E-Mail: Bibliothek@DieGeschichteBerlins.de | **Öffnungszeiten:** mittwochs 15–18.45 Uhr | **Schatzmeister:** Regina Preuß, Preuss@DieGeschichteBerlins.de; Professor Dr. Wolfgang Pfaffenberger, Pfaffenberger@DieGeschichteBerlins.de | **Schriftführer:** Dr. Dietmar Peitsch, Peitsch@DieGeschichteBerlins.de, Professor Dr. Ilona Wuschig, Wuschig@DieGeschichteBerlins.de | **Internetredaktion:** Redaktion@DieGeschichteBerlins.de | **Veranstaltungen:** Jörg Kluge, Kluge@DieGeschichteBerlins.de; Dipl.-Ing. Dirk Pinnow, Pinnow@DieGeschichteBerlins.de | **Mitgliedschaft:** Neue Mitglieder sind herzlich willkommen! Jahresbeitrag Einzelperson 60 €, Familien/Partner 90 €, Studierende und Auszubildende 35 € und Fördermitglieder mind. 120 € inkl. Bezug Vierteljahresschriften und Jahrbuch | **Bankverbindung:** Sparkasse Berlin, IBAN DE06 1005 0000 0190 4487 76 (BIC BELADEBEXXX)

Die MITTEILUNGEN sind eine Beilage für die Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, zur vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift »Berliner Geschichte«. Der Bezug ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. **Schriftleitung:** Dr. Manfred Uhlitz. Textbeiträge sind willkommen! Bitte an den Schriftleiter senden. Mit der Einsendung von Beiträgen erklärt sich der Autor/die Autorin mit der Veröffentlichung auch im Podcast auf der Internetseite des VfdGB einverstanden. Layout und Satz: Norman Bösch, normanboesch@hotmail.de

Alle Rechte vorbehalten.